

Horst Hohmann

## Station „Liberdade“

### Das Osterfest der Müllmenschen

Dorival kenne ich jetzt schon eine „halbe Ewigkeit“ – 32 Jahre bestimmt. Ein begnadeter Schreiner und Tüftler ist er, eine Seele von Mensch. Morgens vor 9 ist die beste Zeit, ihn bei den „Sofredores da Rua“, in der Zentrale der Müllmenschen anzutreffen. Wenn ich meinen alten Freund besuche, fahre ich immer mit der U-Bahn zur Station „Liberdade“, mitten im Zentrum der 17-Millionen-Stadt São Paulo, wo gleich hinterm Dom das Chinesenviertel beginnt. Dann geht es – bildlich gesprochen – mit angezogener Handbremse die steil abfallende „Rua dos Estudantes“ hinunter – vorbei an sieben „Cortiços“, Barackensiedlungen in denen auf engstem Raum oft mehr als 20 Familien wohnen, vorbei an vier der berühmtesten „Bocas“, in denen Drogen verkauft werden und man die kraftstrotzenden „Türsteher“ am besten nicht nach den Wetterprognosen für morgen fragt.

Unten in der Talsohle, wo die „Rua dos Estudantes“ an einem Wendehammer endet, steht dann natürlich am Tor der Hausnummer 571 „Empfangschef“ Dorival, breit lächelnd und auch diesmal wieder mit dem humorigen Hinweis, dass ich meinen „500er-Mercedes“ (den es nie gab oder geben wird) nicht abschließen brauche. „Der wird hier garantiert nicht geklaut, weil die Drogen-Bosse keine Polizei in der Straße haben wollen“.

Wer den inzwischen 68jährigen heute sieht – sein selbstbewusstes Auftreten und seine zupackende und joviale Art, versteht sofort, warum Dorival bei den „Sofredores da Rua“ sozusagen auf Lebenszeit Vorsitzender der Altpapier-Genossenschaft ist.

Lange, sehr lange bevor er Mitte der 1990er Jahre „die Kurve kriegte“ und begann, jeden Tag seinen gummi-bereiften Müllsammel-Karren durch die Straßen São Paulos zu ziehen und dabei manchmal bis zu 25 Kilometer an einem einzigen Tag durch dichten Verkehr zurücklegte, befand

sich Dorival im wahrsten Sinne des Wortes in der Gosse. „Ich gehörte zu der übelsten Sorte Müll, die es hinter den schönen Fassaden dieser irren Stadt gibt“, sagt er. Jahrelang habe er harten Fusel in sich hineingeschüttet, habe mit gestohlenem Geld Drogen angeschafft und in lichten Augenblicken eigentlich immer nur gewünscht, dass „diese hunderbärmliche Leidensgeschichte“ irgendwann auf einen Schlag zu Ende ist.

„Niemand kann sich vorstellen, wie das ist, wenn du dich abends irgendwo im Freien auf deine verpisste Matratze legst, dir deine stinkende Decke über den Kopf ziehst und einfach keinen Mut mehr hast, von menschlicher Wärme und Würde zu träumen“.

Nie vergessen werde er darum, so Dorival, wie es ihm eines Tages im Zentrum der „Sofredores da Rua“ unter der Dusche wie Schuppen von den Augen gefallen sei, als sein ganzes „Drecksleben“ wie ein Film vor seinen Augen ablief, wie die beiden Ordensschwwestern Regina und Fortunata von der Stadtstreicher-Pastoral „erste Hilfe“ geleistet hätten und wie er dann ein Jahr später am „Tag der Menschenrechte“ den Stadtverordneten von São Paulo in einer 8 Minuten dauernden Rede die Leviten las: sie einen „Haufen Heuchler“ nannte, die ihn und seinesgleichen mit Wasserwerfern unter den Brücken der Innenstadt weggespült oder durch ihre berühmtesten Räumkommandos die wenigen Habseligkeiten der „Penner“ verbrannt hatten. „Nur weil wir nicht in ihr Welt- und Stadtbild passten!“

Ein ganz frommer Mensch ist Dorival zwar nicht, aber aus seiner Sympathie für ein paar „richtig gute Kapitel in der Bibel“ macht er keinen Hehl: wie Jesus von Nazareth fuchsteufelswild geworden sei, als seine Jünger die hungrigen Leute wegschicken wollten. Wie er die Oberschicht seines Landes mit „übertünchten Gräbern“ verglich. Wie man sich seiner außerhalb der Stadtmauern von Jerusalem entledigt und eigentlich eine „Müll-Entsorgung“ im klassischen Sinn vorgenommen habe. Ja, und wie dann halt für Jesus (und vermutlich auch für jeden von uns!) Karfreitag und Ostern irgendwie doch sehr dicht beieinander liegen – so dicht, dass da zwischendurch einfach ein Wunder geschehen sein musste!

Dorival verrät, dass er auf seinen unzähligen Müllsammler-Streifzügen gelernt habe, genau hinzuschauen und ein Auge für das zu haben, was man in Brasilien „Lixo que não é Lixo – Müll, der kein Müll ist“ nennt. Da lägen manchmal Wegwerf-Stücke vor den Haustüren oder neben den Mülltonnen, sagt er, die nichts von ihrer Schönheit und ihrem Charme verloren hätten und fürs „Recycling“ wie geschaffen seien. Im kleinen Verkaufsladen des Zentrums könne man sich davon ein eindrückliches Bild machen. „Dort kannst du Schmuck und herrliche Patchwork-Möbel kaufen“, erzählt Dorival, „die ich und unser gemeinsamer Freund Carlinho in mühsamer Kleinarbeit hergestellt haben“. Besonders stolz sind die beiden auf das in einem der Ausstellungsräume rückwärtig angebrachte Wasserspiel, in dem alte Radfelgen, Röhren, Kupferdrähte und sonstige Metallstücke in „neuem Glanz“ erscheinen und die Fantasie der Besucher beflügeln.

Dorival ist überzeugt, dass er und die anderen Müllmenschen über die Jahre ein ganz besonderes Gespür für das „geheimnisvolle Zusammenspiel von Leben und Tod“ entwickelt hätten – wo aus Altem Neues gemacht wird und wo zum Beispiel ehemalige Stadtstreicher wie er selbst sieben kleine, neben dem Zentrum der „Sofredores da Rua“ aufgekaufte Wohnhäuser liebevoll renoviert hätten, in denen jetzt Wohngemeinschaften von bis zu sieben Personen untergebracht sind. „Mit so einem Dach überm Kopf und mit so einer Familie“, sagt mein alter Freund, „bist du nicht mehr allein. Du fühlst dich wie neugeboren!“

\*\*\*

Norbert Scholl

## Gott in Frage gestellt

---

*Der Mensch und das Universum stecken voller Rätsel. Sie zu entschlüsseln, ist das erklärte Ziel der Naturwissenschaften. Nach Auffassung unseres Autors haben wir allen Grund, wegen der "Zwischenergebnis-*

*se" aus den Forschungslaboren immer wieder zu staunen. Er fragt danach, welche Folgen sich hierbei für den Glauben an Gott aufwerfen. Natürlich können die zahlreichen Gesichtspunkte, die hier für die Frage nach Gott angesprochen werden, nicht auf wenigen Seiten auch nur einigermaßen erschöpfend vorgestellt werden. Zu jedem einzelnen Komplex bleiben viele Fragen offen, die der Leser für sich bedenken kann. Dieser Beitrag ist mehr als ein Anstoß zum Nachdenken gedacht. Was unser langjähriger theologischer Mitarbeiter für unsere LeserInnen auf den folgenden Seiten knapp skizziert, entwickelt er in einem demnächst erscheinenden Buch ausführlicher (Red.).*

Für viele Zeitgenossen stellt sich diese Frage überhaupt nicht mehr. Sie sehen im Glauben an Gott ein Relikt aus archaischer Zeit, eine resignierende Kapitulation vor dem Versuch, die zahllosen Rätsel des Kosmos und der uns umgebenden Welt aufzuklären. Jede Form von Gottesglaube wird letztlich als Aberglaube oder als Illusion zum Zweck der Erklärung dessen gesehen, was die Naturwissenschaften (noch) nicht erklären können.

Andererseits ist trotz dieser wachsenden Gottvergessenheit und Gottesferne heute die Sehnsucht nicht nach „Gott“, wohl aber nach etwas Göttlichem, nach Transzendenz unüberhörbar. „Gott“ ist wieder in Frage. Er ist wieder fragwürdig, einer ernsthaften Frage würdig geworden. Inhalt und Form dieses Glaubens erscheinen häufig diffus.

Auf der einen Seite ein gesellschaftlicher Säkularisierungsprozess, bei dem die Frage nach Gott längst aufgegeben wurde. Auf der anderen Seite – und gar nicht so selten – ein ernsthaftes Suchen und Fragen nach dem Unsagbaren, nach dem Transzendenten. Vielleicht ist jenseits von Allem doch noch Etwas? Vielleicht gibt es doch irgendetwas Transzendentes, etwas mit unserer Diesseitigkeit nicht Erfassbares? Vielleicht sind Materie, Energie und Gravitation nur die Ausdrucksformen einer un(be)greifbar-unergründlichen, alles Sein letztlich bestimmenden und tragenden Kraft? Vielleicht ist die Welt, der gesamte Kosmos, das unvorstellbar riesige Universum doch nicht das Letzte? Vielleicht....

## Frage-Ansätze bei den Naturwissenschaften

Trotz oder wegen aller unbestreitbaren großen Erfolge in der Erforschung des Universums, seiner Rätsel und Geheimnisse zeigt sich, dass jede gewonnene Antwort und jede neue Erkenntnis wieder neue Fragen aufwerfen. Gerade an ihren großen Themen – Urknall, Materie, Energie, Gravitation, Leben, Evolution, Zeit, Bewusstsein – zeigt sich, dass keineswegs schon alle Fragen gelöst sind.

## Was war vor dem Urknall?

Der Berliner Philosoph *Holm Tetens* meint: „Die Welt ist nur dann vernünftig eingerichtet, wenn es für alles einen zureichenden Grund oder eine Ursache gibt. Es gibt nun in der Welt Sachverhalte, die kontingent existieren. Sie existieren nicht notwendig. Sie könnten auch nicht existieren. Wenn etwas kontingent existiert, dann hat es seine Ursache in etwas anderem.“ Es muss also etwas existieren, „was notwendigerweise existiert und Ursache der Existenz von etwas kontingent Existierendem ist. ... Das ist selbstverständlich kein schlüssiger Gottesbeweis. ... Was der Konklusion zufolge notwendigerweise und als Ursache von kontingent Existierendem existieren muss, muss nicht Gott sein. Nur umgekehrt gilt: Gott existiert, wenn er denn überhaupt existiert, notwendig.“

## Was ist Materie?

Dank der neueren Naturwissenschaften wissen wir, dass Materie zu 99,9999999999 Prozent aus leerem Raum besteht. Was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, ist physikalisch gesehen nahezu – nichts. Unsere Wahrnehmung der Materie ist genau genommen eine Sinnes-täuschung. Keine *Wahr*-Nehmung, sondern eher eine *Falsch*-Nehmung. Jeder Atomkern enthält Protonen, Neutronen und Elektronen, die durch eine unglaublich starke Wechselwirkung aneinander gebunden sind. Sie kreisen wie Planeten um die Sonne. Atome sind eher als „komplexe Aktivitätsstrukturen“ (*Matthew Fox*) zu betrachten. „Im Grunde gibt es nur Beziehung, Verbindung, *religio, connectedness* (Zusammenhang, Beziehung, N.S.), Prozesshaftigkeit, aber dieses alles ohne einen

Bezug auf ein substanzielles Etwas, einen materiellen oder begreifbaren Urgrund“, schreibt der Physiker und Naturphilosoph *Hans-Peter Dürr*. Könnte „Gott“ diese alles umfassende und alles durchdringende „Kraft“ sein, diese letzte und eigentliche „*connectednes*“, der tragende und tiefste Urgrund alles Seienden?

## Woher kommt die Energie?

Beim „Ur-Knall“ muss eine unvorstellbar riesige Menge Energie frei geworden sein. Woher kam diese Energie? Sie kann nicht vor dem Urknall vorhanden gewesen sein, wenn alle Existenz erst mit dem Urknall begann. Der Urknall musste aber nicht nur Energie freistellen, sondern auch eine auslösende Ursache haben. Die kann nicht aus den Wirkungen des Urknalls kommen. Sonst wäre Ursache = Wirkung. Woher kam sie dann? Aus „Parallel-Universen“? Aus einem pulsierendem Universum, das sich in bestimmten Zeiträumen ausdehnt und dann wieder zusammen zieht?

Was ist überhaupt Energie? Die Physiker zucken mit den Achseln; sie wissen es nicht. Es sei wichtig, sich das einzugestehen, meint der Physik-Nobelpreisträger *Richard Feynman*. Ist „Gott“ als eine Art „Ur-Energie“ zu denken, von der alle Energie ausgeht? Ist „Gott“ *in* aller Energie enthalten, aber nicht selbst die Energie? Steht er außerhalb aller welt-immanenten Erscheinungsformen von Energie? Überschreitet, transzendiert er sie alle? Ist er immanent-transzendent?

## Was ist Gravitation?

„Jeder Massenpunkt wirkt auf jeden anderen Massenpunkt mit einer Kraft ein, die anziehend wirkt und die entlang der Verbindungslinie beider Massenpunkte gerichtet ist“, so bestimmt *Isaac Newton* die Gravitation. *Albert Einstein* hat dieses Gravitationsgesetz 200 Jahre später verfeinert und erweitert: Gravitation ist nicht das, was ein Körper unmittelbar mit einem anderen Körper macht, sondern vielmehr das, was die Masse eines Körpers mit dem umliegenden Teil des gesamten (gekrümmten) Raumes anstellt („Allgemeine Relativitätstheorie“).

Doch wie kommt Gravitation zustande? Wie kann ein Körper ohne das Vorhandensein

jeglicher Verbindung (z.B. Seil) Schwer-Kraft auf einen anderen ausüben? Wie kann die Erde den Mond (ohne eine Kabelverbindung) „festhalten“? Bis heute kann keine ausreichende Erklärung für diese Art der Fernwirkung erbracht werden.

Ist es abwegig, angesichts der Fülle von Rätseln, die sich vor dem staunenden Menschen gerade bei der Gravitation auftun, an das Geheimnis schlechthin zu denken, an das „heilige Geheimnis“ (*Karl Rahner*)? Erscheint es unzulässig zu vermuten, dass dieses Mysterium der eigentliche tiefste und letzte Grund für das wundervolle Phänomen der Gravitation sein könnte?

## Evolution – alles nur Zufall?

Ist der Mensch nur ein „Zufallstreffer der Natur“ in einem kosmischen Lottospiel? Oder gab es schon im frühen Universum so etwas wie eine „Feinabstimmung“ der fundamentalen Naturkonstanten hin zum Leben, hin zum Menschen? Wie kommt es, dass die enorme Vielzahl der Naturgesetze und Naturkonstanten im Universum exakt so aufeinander abgestimmt ist, dass sie Leben ermöglichen? Nur eine winzige Veränderung hätte ausgereicht, um das Universum unbewohnbar für jede Form von Leben zu machen.

Die beiden Physiker *John D. Barrow* und *Frank J. Tipler* sehen in diesen vielen „höchst merkwürdigen Zufällen“ ein „anthropisches Prinzip“ am Werk. Bei der Feinabstimmung der Naturgesetze und Naturkonstanten scheint es sich nicht um Ergebnisse einer „kosmischen Evolution“ aus Zufall und Notwendigkeit zu handeln, sondern um feststellbare, für uns (noch) nicht tiefer begründete und begründbare Voraussetzungen für Leben. Denn „Leben braucht als Grundlage seines Entstehens chemische Elemente, vor allem auch solche, die schwerer sind als Wasserstoff und Helium; schwere Elemente entstehen aber nur durch thermonukleare Verbrennung der leichten Elemente, also durch Atomkernverschmelzung; Atomkernverschmelzungen laufen jedoch nur im Innern der Sterne ab und benötigen wenigstens einige Milliarden Jahre, um größere Mengen an schweren Elementen zu produzieren; eine Zeitspanne von mehreren Milliarden Jahren steht aber nur in einem Universum zur Verfügung,

das selbst wenigstens einige Milliarden Jahre alt und damit einige Milliarden Lichtjahre ausgedehnt ist.... Daher kann die Antwort auf die Frage, warum das heute von uns beobachtete Universum so alt und so groß ist, nur lauten: Weil sonst die Menschheit gar nicht hier wäre“ (*Reinhard Breuer*).

Könnte in der Evolution der verborgene Plan eines ordnenden Prinzips („Gott“) wirken, nach dem letztlich die Prozesse ablaufen? Oder hat sich doch alles „nur“ durch „Zufall und Notwendigkeit“ entwickelt? Das ist streng wissenschaftlich-empirisch nicht zu entscheiden. Aber es bleibt eine dunkle, nicht völlig unbegründete Ahnung, dass in und „hinter“ allen Prozessen vielleicht doch etwas mehr als blinder Zufall und pure Willkür stehen könnten.

## Was ist Zeit?

„Man denkt über die Zeit nach, aber weiß nicht recht, mit welcher Art von Gegenstand man es eigentlich zu tun hat. Ist Zeit ein Naturgegenstand? Ein Aspekt von Naturvorgängen? Ist sie ein Kulturobjekt? Oder täuscht die substantivische Form des Wortes ‚Zeit‘ vielleicht nur einen Gegenstandscharakter vor? Was zeigen die Uhren eigentlich, wenn wir sagen, sie zeigen die Zeit an?“ (*Norbert Elias*).

Alles Materielle oder Geschaffene ist dem Werden und Vergehen, und damit der Zeit unterworfen. Wir wissen, dass das Universum irgendwann einen Anfang gehabt hat und dass es irgendwann ein Ende haben wird. Ist dann alles vorbei? Wird das „Etwas“ in „Nichts“ zerfallen? Gibt es eine „Zeit“ *nach* der Zeit, die aber anders sein müsste als die „Zeit“ *in* der Zeit? Gibt es vielleicht „nach der Zeit“ etwas ganz anderes - die Ewigkeit? Doch was ist Ewigkeit? Sie kann nicht eine „Welt“-Zeit sein, die über das Ende der Zeit hinaus ins Unendliche verlängert wird, gewissermaßen eine „Über-Zeit“. „Ewigkeit“ kann keinem Werden und Vergehen, keiner Vergangenheit und Zukunft unterworfen sein. „Ewigkeit“ muss eine Gegenwart sein, die nicht in Vergangenheit übergeht, ein „nunc stans“, eine „ruhende Gegenwart“.

## Was ist das Bewusstsein?

Unsere Wahrnehmung beruht im Wesentlichen darauf, dass ein ungeheurer Schatz von Vorwissen über die Beschaffenheit der Welt und des Lebens mit dem verglichen wird, was über unsere fünf Sinne ins Gehirn gelangt. Durch den Vergleich des Wahrgenommenen mit dem bereits Gewussten werden die Inhalte der Wahrnehmung berechnet. Es handelt sich also bei jeder Wahrnehmung um einen höchst komplizierten, synthetischen Akt, der sich auf eine unübersehbare, uns selbst gar nicht bewusste Fülle an Vorwissen stützt und sich in Bruchteilen von Sekunden abspielt – so rasch, dass ich ein zeitliches Nacheinander überhaupt nicht bemerke.

Wie aber kann es prinzipiell möglich sein, dass aus einer bestimmten Anordnung und Dynamik von Materie in Blitzesschnelle Bewusstsein entsteht - in einem Gehirn, das aus etwa achtzig Milliarden Nervenzellen besteht, von denen jede einzelne Zelle mit zigtausenden anderen verbunden ist? Wir wissen so gut wie nichts über das Funktionieren der Milliarden von Vernetzungen, die hier möglich sind.

Es gibt auch nirgendwo ein Zentrum, in dem alle Informationen zusammenlaufen und von dem alle Prozesse gesteuert werden. Völlig unklar ist auch, auf welche Weise Informationen im Hirn gespeichert werden, wenn gar kein Zentrum auszumachen ist, in dem Informationen zur Bewertung des „Inputs“ zusammen geführt werden. Wer oder was entscheidet, was gespeichert werden soll, was nicht? Bei der Wahrnehmung des vorbeifliegenden Vogels wird nur der Vogel gespeichert, nicht aber die Bäume, durch die er fliegt. Erstaunlich ist ebenso, in welcher unerklärbar rasantem Tempo wir über unser Nichtwissen Bescheid bekommen (unbekannter Vogel). Warum wissen wir so schnell, dass wir etwas nicht wissen?

Noch komplizierter wird das Ganze, wenn man den Fragenkomplex des Unbewussten hinzunimmt. *Sigmund Freud*, der „Entdecker“ des Unbewussten, sah hierin das „eigentlich reale Psychische“, und er versuchte aufzuzeigen, dass es psychische Vorgänge gibt, „die sich aktiv benehmen und doch nicht zum Bewusstsein gelangen.“

Der Hirnforscher *Wolf Singer* und der Philosoph *Thomas Metzinger* meinen, „dass unsere naturwissenschaftliche Sprache versagt, sobald wir über uns selbst sprechen. Vielleicht gibt es doch subjektive Tatsachen, Löcher im naturwissenschaftlichen Weltbild.“ Doch wer oder was sind diese „subjektiven Tatsachen“? Wen oder was können wir durch die „Löcher im naturwissenschaftlichen Weltbild“ erkennen?

## Rückblick und Ausschau

Die Absicht der vorangegangenen Überlegungen war, vermeintlich gesicherte Antworten in den Naturwissenschaften zu hinterfragen und Defizite aufzuzeigen. Denn allzu forscht und allzu rasch werden Antworten gegeben, die nicht hinreichend abgesichert und zudem nicht selten gegenüber theologischen Aussagen spöttisch-herablassend formuliert sind.

## Die Naturwissenschaften

Alle Thesen, die ein Naturwissenschaftler über die Wirklichkeit aufstellt, sind stets vorläufig und müssen mit der Möglichkeit rechnen, durch neue Experimente, weiter entwickelte Geräte und verbesserte Theorien widerlegt zu werden. Seit *Karl Popper* muss jede naturwissenschaftliche Erkenntnis prinzipiell falsifizierbar sein, um wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen. Gerade in jüngster Zeit wird immer wieder von Fällen berichtet, in denen Wissenschaftler voreilig und zu wenig gründlich durchdacht die (angebliche) Lösung irgendeines medizinischen, (bio)chemischen oder physikalischen Problems publizieren und das Ganze sich nicht selten schon nach kurzer Zeit als unzureichend oder gar als falsch herausstellt.

## Die Theologie

Die Theologie sollte sich davor hüten, (noch) ungelöste Probleme in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis triumphierend für sich als „Gottesbeweise“ zu vereinnahmen. Sie sollte sich auch nicht an archaische Gottesvorstellungen und antiquierte theologische Sprachmuster klammern, die einer Zeit entstammen, als die Naturwissenschaft noch in den Anfängen steckte. Ihre tradierten Glaubensinhalte muss sie in die heutigen Denk- und Erfah-

rungshorizonte übertragen und vor dem Forum der Naturwissenschaften verantworten.

Ihre Antworten dürfen nicht in eklatantem Widerspruch stehen zu den empirisch abgesicherten Aussagen der exakten Wissenschaften. Sie sollte – genauso wie die Naturwissenschaften – offen sein für neue Erkenntnisse und Einsichten. Sie sollte sich mutig, unvoreingenommen und auf Augenhöhe dem Dialog stellen, fundierte Kritik ernstnehmen und berechtigte Zweifel nicht mit autoritärem Gehabe vom Tisch wischen oder gar verurteilen. Vielmehr sollte sie Menschen dazu ermutigen, immer wieder neu und unbelastet durch dogmatische Festschreibungen nach den Spuren des Göttlichen im Mikro- und Makrokosmos, in der uns umgebenden Natur, in den großen und kleinen Dingen des Alltags zu suchen.

Theologie und Naturwissenschaft müssen sich der Grenzen ihrer Disziplinen bewusst sein und sie bei ihren Aussagen nicht überschreiten. Vielleicht können die vorangegangenen Ausführungen dazu anregen, vor dem Hintergrund der Erkenntnisse in den modernen Naturwissenschaften und im fairen Dialog mit ihnen nach einer heute tragfähigen Antwort auf die Gottesfrage zu suchen. Einer Antwort auf die Frage nach dem transzendenten „ganz Anderem“, von dem wir mit guten Gründen glauben dürfen, dass er oder es existiert und in jeder naturwissenschaftlichen Erkenntnis implizit vorausgesetzt wird, aber sich ihr doch prinzipiell entzieht.

\*\*\*

Carl-Peter Klusmann

## Die Begründung der Menschenwürde

---

Als ich das Buch Ijob erstmals kritisch las, fiel mir ein Missverhältnis auf zwischen dem anfangs geschilderten Reichtum des "Rechtschaffenen" (wie ihn die Bibel nennt)

und seinem späteren Segen. Zu Beginn hatte er sieben Söhne und drei Töchter. Später hatte er ebenso viele, obwohl der Autor versichert, "der Herr mehrte den Besitz Ijobs auf das Doppelte." Diese Rechnung bezog sich jedoch nur auf den Besitz an Vieh, möglicherweise auch auf das "zahlreiche Gesinde". Mein Problem bestand aus der Frage, ob später geborene Kinder überhaupt ein Ersatz oder eine Entschädigung für den früheren Verlust sein konnten.

Die gleiche Anzahl der Nachkommenschaft vorher und danach habe ich bisher in der exegetischen Literatur noch nirgendwo thematisiert gefunden. Hätte man nicht wenigstens eine Andeutung davon erwarten können, dass durch den Besitz einer gleichen oder gar größeren Zahl von Nachkommen Eltern für den vorherigen Verlust von Kindern nicht hinweggetröstet werden? Aber ob eine solche heute mehr als emotional zu bezeichnende Betrachtungsweise historisch plausibel ist, dürfte schwer zu beantworten sein. Jedoch ist mir der Anlass dieses biblischen Textes willkommen, darüber nachzudenken, wie weit ein Mensch überhaupt den Platz eines anderen Menschen einnehmen kann. Zu dieser Frage hat Immanuel Kant eine inzwischen als klassisch geltende Antwort gegeben:

### Ohne Preis

„Im Reiche der Zwecke hat alles entweder einen P r e i s, oder eine W ü r d e. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes, als Äquivalent, gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstatet, das hat eine Würde. [ . . . ] Das aber, was die Bedingung ausmacht, unter der allein etwas Zweck an sich selbst sein kann, hat nicht bloß einen relativen Wert, d. i. einen Preis, sondern einen innern Wert, d. i. Würde.“

„[Personen] sind also nicht bloß subjektive Zwecke, deren Existenz, als Wirkung unserer Handlung, für uns einen Wert hat; sondern objektive Zwecke, d. i. Dinge, deren Dasein an sich selbst Zweck ist, und zwar einen solchen, an dessen Statt kein anderer Zweck gesetzt werden kann, dem sie bloß als Mittel zu Diensten stehen sollten.“  
(*Grundlegung der Metaphysik der Sitten* BA77 und 65 66.)

Um auf unsere ursprüngliche Frage zurückzukommen: In jedem Fall handelt es sich bei den Kindern des Ijob, selbst falls es sich bei ihm nur um eine literarische Figur handelt, immerhin um zwei verschiedene Menschen bzw. Menschengruppen. Die Frage stellt sich: Was macht die Identität eines bestimmten Menschen im Gegensatz zu einem anderen Menschen aus?

Den „inneren Wert“ eines Menschen bezeichnet Kant als dessen Würde. Im Christentum wird diese vorzugsweise auf die Eigenschaft zurückgeführt, dass jeder Mensch ein Ebenbild Gottes sei, unmittelbar von ihm geschaffen. Inzwischen wird als Begründung der Menschenwürde jedes einzelnen Menschen vorzugsweise geltend gemacht, dass dieser im Unterschied zu anderen Lebewesen Vernunft besitze.

Die Anthropologie des mittelalterlichen Christentums sei dann durch eine „Neubestimmung des Menschen“ abgelöst worden, ist in der "Theologischen Realenzyklopädie" zum Stichwort Menschenwürde zu lesen (Wolfgang Huber, TRE 22, 580ff).

Hinzugefügt wird, „daß die Würde des Menschen nun nicht mehr unmittelbar in seiner Gottebenbildlichkeit, sondern in seiner - mit dieser freilich noch lange verbunden gedachten - Vernunftbegabung verankert wird. Auf diese Weise bereitete der italienische Renaissance-Humanismus, in Aufnahme stoischer Gedanken, jene anthropologische Wende vor, welche die Würde des Menschen in seiner Vernunftnatur verankerte.“ „Die Zusammengehörigkeit von Würde und Vernunft wurde zu einem entscheidenden Thema der anthropologischen Wende, die sich im Prozeß der Aufklärung vollzog.“

F. J. Wetz bemerkt zunächst in diesem Sinne: „In der Neuzeit löst sich die Idee der Menschenwürde, weiter als Wesensmerkmal und Gestaltungsauftrag fortbestehend, aus der religiös-metaphysischen Einbindung heraus, um nun ihren letzten Grund in Vernunft, Moralität und Freiheit zu finden.“ Später heißt es: „Sie formuliert ein Ideal, das in der Einlösung menschenrechtlicher Versprechungen liegt.“ (*Die Würde der Menschen ist antastbar*: Eine Provokation, Stuttgart 1998, 49 u. 219)

Nun sind zweifellos Vernunft, Moralität und Freiheit Wesensmerkmale des Menschen. Jedoch bevor und nachdem jemand

diese wahrzunehmen, zu zeigen und zu gebrauchen vermag, kann ihm deshalb das Menschsein nicht abgesprochen werden. Die erwähnten Eigenschaften machen demnach den Menschen als Person nicht aus, sie sind vielmehr dessen Äußerungen oder Erscheinungsweise. Abgesehen von den heute virulenten juristischen, medizinischen und neurowissenschaftlichen Grenzfragen, ob ein Embryo von Beginn oder von welchem Stadium der Entwicklung an dieses volles Menschenrecht und damit entsprechenden Schutz genießt, stellt sich zuvor die Frage, was den Menschen überhaupt erst zum Menschen macht.

Unabhängig von kasuistischen Fragen muss also erst nach der Würde des Menschen gefragt werden. Laut Wetz gibt es zur Zeit darauf keine zuverlässige Antwort, bei ihm liest man: „Die Würde des Menschen ist nur noch als Inbegriff der zu verwirklichenden Menschenrechte zu sehen.“

Damit bleibt die weiterführende Frage, worauf der Vernunftbesitz und Anspruch auf Menschenwürde seinerseits zu begründen ist, ohne Antwort. Damit bleiben auch die darauf gründenden staatlichen Anordnungen und Verbote ohne rechtfertigende Grundlage. Am Anfang des Grundgesetzes heißt es lapidar: "Die Würde ist unantastbar."

Ohne auf die von Wetz erwähnte Idealvorstellung verzichten zu müssen, zeigt jedenfalls die unbestreitbare Realität, dass mit der Geburt eines jeden Kindes ein neues Wesen auftritt und mit ihm eine ganz neue Welt entsteht. Mindestens zeigt sie sich nach aller menschlichen Erfahrung in ihrer Einzigartigkeit ausschließlich diesem einmaligen Individuum. Diese Tatsache ist auch zu allen Zeiten unbestritten gewesen. Wie anders sollte die verbreitete Redeweise zu verstehen sein, daß jeder die Welt mit seinen eigenen Augen sieht? Folglich handelt es sich bei einem neugeborenen Kind nicht um ein Serienprodukt, untereinander austauschbar, wie Kant hervorhebt. Es ist im vollen Sinne ein einzigartiges Individuum. Die für eine menschliche Person typische Dialogfähigkeit und Orientierung auf ein Du dürfte schon vor der Geburt angelegt sein. Selbstverständlich ist das Gegenüber vom ersten Augenblick des Neugeborenen an die Mutter und sind das die Eltern. Jedoch stellt sich die Frage, ob dieses

"Gegenüber zu Gegenüber" erst mit der Geburt beginnt. Die Einzigartigkeit, sein dialogischer Wesenscharakter und damit die Würde des Menschen sind sicher schon vorher vorhanden. Wahrscheinlich sind sie zuvor geweckt worden durch ein anderes Subjekt als Gegenüber, von dem bisher nicht die Rede war. "Person ist ohne den interpersonalen Bezug unmöglich." Diese Aussage wird hier im übertragenen Sinn verwendet, obwohl der Autor selbst hinzufügt: "Das Ich muß bereits vorbewußt da sein, um sich am Du der Mutter und später in anderen Begegnungen zu entfalten". Korrekterweise müsste ich ausführlicher zitieren, denn an sich ist damit an dieser Stelle der interpersonale Bezug unter lebenden Personen gemeint (Joh. Heinrichs, Art. Person, philosophisch: in TRE). Dass personales Leben von Anfang an nicht solipsistisch existiert, ist jedoch naheliegend. Aber eine Gewissheit dessen, womit dieser Anfang hervorgerufen wird, besitzen wir nicht.

Christen (und selbstverständlich schon Juden) glauben, dass sie in der biblischen Überlieferung eine Antwort auf die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, finden. Demnach schafft Gott auf seine Weise die Seele, das heißt den Kern der Person eines jeden Menschen, der deshalb als Gottes Abbild (und potentieller "Dialogpartner") angesehen werden kann. Zwar handelt es sich bei dieser Auffassung "nur" um eine Glaubenslehre. Aber eine eindeutige Zäsur in der physischen Entwicklung des Embryo und damit eine bessere Antwort, ab wann und wodurch der neue Mensch als solcher existiert, ist außerhalb der Religion nicht bekannt geworden. Meistens wird in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Wesen des Menschen nicht einmal gestellt. Es ist schon viel gewonnen, wenn alle Völker der These zustimmen, dass jedem Menschen eine unverlierbare Würde zukommt.

Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass die Bibel in Gen 2,22 - von der selbstverständlich keine abstrakte Definition des Menschen zu erwarten ist - die Menschen durch Abgrenzung von ihren Mitgeschöpfen (den Tieren) beschreibt. Sie erklärt ausdrücklich, dass die gesuchte Partnerin des ersten Menschen dort nicht zu finden war. Sonst hätte der Schöpfer die vorhan-

denen Lebewesen bloß zu überbieten, besonders zu qualifizieren brauchen. Notwendig war hingegen ein völliger Neuanfang. Der biblische Autor (von dem wir wissen, dass sich dahinter deren mehrere und erst recht frühere Traditionen verbergen) weiß sich nicht anders zu helfen, als dass er die Neuartigkeit des Menschen nur zu beschreiben weiß, indem er sich auf die Abstammung des (und der) anderen Menschen vom vorhandenen beruft: "Fleisch von meinem Fleisch" (Gen 2,23).

Es ist sehr aufschlußreich, dass auch die Wissenschaft von der Natur bis heute keine andere Antwort auf die Frage nach dem Menschen weiß, als: (erstens) jeder Mensch stammt von anderen Menschen ab. Die Bibel erwähnt in diesem Zusammenhang aber (zweitens) auch die Rolle, die Gott dabei spielt, von dessen Anrede aus ihrer Sicht entscheidend abhängt, dass das neue Lebewesen ein Mensch (von dem wir heute sagen: mit gleicher Würde) wie der erste wird. Aus dieser mythologischen Erzählung ist immerhin abzulesen, dass wir heute ohne Rückgriff auf religiöse Bilder kaum in der Lage sind, die Einzigartigkeit eines jeden Menschen zu begründen. Dieser zweite Aspekt findet heutzutage im säkularen Zusammenhang jedoch kaum einen Widerhall. Selbst wer nicht religiös-gläubig ist, könnte u.U. erwägen, hier und sonst religiöse Deutungen anders nicht zu erklärender Phänomene daraufhin zu prüfen, ob sie evtl. als diskutabile Hypothesen in Konkurrenz zu anderen (profanen) betrachtet werden können.

Kaum zu leugnen ist, dass es uns Menschen im Alltagsleben oft schwer fällt, dieser Einmaligkeit Rechnung zu tragen. Vielleicht hängt das mit der Verlegenheit zusammen, dass wir die Würde des Menschen zwar beteuern, sie aber nicht wirklich begründen können. Deshalb dürfen wir die Gegenprobe nicht unterlassen, sollten vielmehr die Frage stellen, wo es uns heute besonders schwer fällt, die Einmaligkeit jedes einzelnen Menschen wirklich zu achten. In diesem Sinn ist schon die gegenwärtig oft zu hörende Redeweise von "Flüchtlingsströmen" ein Alarmzeichen. Viele (auch faule) Kompromisse in der Flüchtlingspolitik zeigen, was menschliche Würde in der Not wert ist. Wenn ich mich nicht täusche, spielt jedoch schon das Militärwe-

sen (erst recht der Militarismus) als Paradebeispiel seit eh und je eine herausragende Rolle, wo Truppen gegen Truppen und Kämpfer gegen Kämpfer gerechnet werden. Fast wie an der Börse. Selbst das Evangelium kannte diese Mathematik: Mit zehntausend Mann hat der König keine Chance gegen den, der mit zwanzigtausend anrückt und muss deshalb rechtzeitig um Frieden bitten (Lk 14,31f). Nach militärischer Logik ist beim Fußvolk jeder austauschbar. Nur die Menge zählt. Der einzelne als einzelner, seine persönlichen Empfindungen und Sorgen spielen keine Rolle, erst recht nicht bei der gegenwärtigen hochtechnisierten Kriegsführung. Mit dieser Anonymität gleicht das Schicksal des Individuums dem "Schicksal" des Geldkapitals: "non olet", man weiß nicht woher und wohin. Karl Marx kannte sich in dieser Zahlenwelt besonders aus. „Da dem Geld nicht anzusehn [ist], was in es verwandelt ist, verwandelt sich alles, Ware oder nicht, in Geld. Alles wird verkäuflich und kaufbar.“ (MEW 23, 145f) Er zitiert Shakespeare: „Gold! kostbar, flimmernd, rotes Gold! Soviel hievon, macht schwarz weiß, häßlich schön; schlecht gut, alt jung, feig tapfer, niedrig edel. («*Timon von Athen*«)

Wolfgang Borchert hat auf seine Weise die militaristische Blickverengung kurz nach dem Krieg mit folgender Szene skizziert:

„Zwei Männer sprachen miteinander.

Na, wie ist es? - Ziemlich schief.

Wieviel haben Sie noch? - Wenn es gut geht: viertausend.

Wieviel können Sie mir geben? -  
Höchstens achthundert.

Die gehen drauf. - Also tausend.

Danke.

Die beiden Männer gingen auseinander. Sie sprachen von Menschen.

Es waren Generale. Es war Krieg."  
(*Lesebuchgeschichten*).

Es liegt auf der Hand, in diesen Beispielen wird mit (oft großen) Zahlen gerechnet. Der Einzelne zählt nicht. Unsere Gesellschaft kann aber auch anders: Wenn ein angesehener Mensch, etwa ein hochdekoriertes Politiker, gestorben ist, wird häufig mit Trauermiene versichert, der Verstorbene

sei unersetzlich, risse eine nicht zu füllende Lücke usw. Im privaten Leben könnte Ähnliches auch von vielen anderen gesagt werden, etwa vom Vater oder der Mutter, aber auch von den eigenen Kindern.

## Woher kommt der Mensch?

Unsere Erwägungen zeigen: Wie das Leben eines jeden Menschen entsteht, ist nur biologisch bekannt. Aber worauf dessen Würde begründet ist, darüber besteht keine Klarheit. Ist das Kind erst geboren, d.h. "auf die Welt gekommen", wird die Menschenwürde ihm zwar von keiner irdischen Instanz mehr abgesprochen. Woher diese Würde kommt, weiß aber niemand zu sagen. Somit wird der Mensch als Individuum mit Anspruch auf seine einzigartige Würde auf diese Weise nur unzureichend begriffen. Was ihn als Person auszeichnet, bleibt fraglich. Wie der Anspruch auf Würde zu rechtfertigen ist, bleibt unklar. Registriert wird nur, dass er die Grenze überschreitet, die ihn gegenüber anderen Lebewesen auszeichnet und befähigt. Wir haben aber keine Erklärung dafür, wie dieser singuläre Anspruch zustande kommt. Woher wissen wir, dass dieser Anspruch begründet ist? Der Mensch ist vernunftbegabt und seine Würde wird beansprucht, indem sie anderen abgesprochen wird.

Deshalb scheint mir die Bezeichnung eines Wunders (d.h. das Überschreiten empirischer Möglichkeiten) bei der Geburt eines Kindes für angemessen und zwar nicht bloß im metaphorischen Sinn, sondern wortwörtlich. Wir wissen zwar über die Zeugung des Menschen und die Entwicklung bis zur Geburt bestens Bescheid. Uns interessiert (manchmal) auch, was die jeweilige Person im weiteren Leben auszeichnet. Eine befriedigende Erklärung, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht und wie jedes Individuum zu seinen konstitutiven Wesenseigentümlichkeiten kommt, haben wir nicht. Erst recht ist nicht verständlich, wieso ihn Würde auszeichnet. Die religiöse Erklärung mit dem Stichwort von der gottgeschaffenen Seele ist offenbar nicht viel mehr als eine Verlegenheitsantwort. Allerdings: Vergleichbares mit irdischer Kunst, mit den Mitteln der Naturwissenschaften, zustande zu bringen, ist noch weniger je gelungen. Spekulationen, die früher zur Vorstellung

eines homunculus Anlass gaben oder die kybernetische Konstruktion eines menschlichen Klones, wenn sie je einmal gelingen sollte, führen nicht zu einem gleichrangigen Ergebnis.

Woher sollte einem Artefakt menschliche Würde zuwachsen, das dann als Subjekt "ich" sagen kann, zu einem Gewissen fähig ist und Verantwortung besitzt? Den Menschen als ein zur Verantwortung fähiges Wesen zu verstehen, impliziert die Anerkennung dessen grundlegend dialogischer Veranlagung. I. Kant betont als sachliche Konsequenz die Würde des Menschen: "Der Mensch im System der Natur (homo phaenomenon, animal rationale) ist ein Wesen von geringer Bedeutung und hat mit den übrigen Tieren, als Erzeugnissen des Bodens, einen gemeinen Wert (pretium vulgare). Selbst, daß er vor diesen den Verstand voraus hat, und sich selbst Zwecke setzen kann, das gibt ihm doch nur einen *äußeren* Wert seiner Brauchbarkeit (pretium usus), nämlich eines Menschen vor dem anderen, d.i. ein *Preis*, als einer Ware, in dem Verkehr mit diesen Tieren als Sachen, wo er doch noch einen niedrigeren Wert hat, als das allgemeine Tauschmittel, das Geld, dessen Wert daher ausgezeichnet (pretium eminentis) genannt wird. - Allein der Mensch als *Person* betrachtet, d.i. als Subjekt einer moralisch-praktischen Vernunft, ist über allen Preis erhaben; denn als ein solcher (homo noumenos) ist er nicht bloß als Mittel zu anderer ihren, ja selbst seinen eigenen Zwecken, sondern als Zweck an sich selbst zu schätzen, d.i. er besitzt eine *Würde* (einen absoluten innern Wert), wodurch er allen andern vernünftigen Weltwesen *Achtung* für ihn abnötigt, sich mit jedem anderen dieser Art messen und auf den Fuß der Gleichheit schätzen kann. Die Menschheit in seiner Person ist das Objekt der Achtung, die er von jedem anderen Menschen fordern kann; deren er aber auch sich nicht verlustig machen muß." (*Die Metaphysik der Sitten A 93-94*)

Wenn die Einmaligkeit jedes Menschen so verstanden wird, verliert der Streit, ob er Ebenbild Gottes ist, ob er eine Seele hat und diese gar unsterblich sei, seine Schärfe. Die Einzigartigkeit einer jeden Person liegt hingegen auf der Hand. Sie braucht man nicht zu glauben, sie ist schlicht eine jedermann zugängliche Tatsachenerfah-

rung. Wenn je nach einem Gottesbeweis in dieser Welt gesucht worden ist, mir scheint: ein solches Wunder (!) genügt. So wie es Argumente gegen die Existenz Gottes gibt, gibt es auch Gegenargumente. Die Existenz des Menschen in seiner Einmaligkeit und seiner Würde dürfte von besonderem Gewicht sein. Vieles bleibt uns verborgen. Wie das Universum entstanden ist, wissen wir nicht. Darüber hinaus das "Wesen Gottes" zu verstehen, falls es ihn gibt, ist uns Sterblichen erst recht nicht vergönnt. Zugleich hat die religiöse Begründung der unverlierbaren Menschenwürde und damit, zu wissen, was den Menschen überhaupt zum Menschen macht, ihr traditionelles Deutungsmonopol verloren. Deren Tatsache ist jedoch unübersehbar und damit ein Einbruch in unsere allein von Gnaden der Naturwissenschaften begründeten empirischen Welt nicht zu bestreiten. Insofern ist er darin ein Fremdling. Denn die Überzeugung der Völker (repräsentiert durch die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948) und das (notabene ebenfalls "nur" positive) deutsche und europäische Verfassungsrecht lassen trotzdem keinen Zweifel an der Würde jedes einzelnen Menschen aufkommen.

## Menschenwürde und Menschenrechte

F. J. Wetz bemerkt in seinem bereits zitierten Werk "Die Würde der Menschen ist antastbar" S. 49 zunächst zutreffend: „In der Neuzeit löst sich die Idee der Menschenwürde, weiter als Wesensmerkmal und Gestaltungsauftrag fortbestehend, aus der religiös-metaphysischen Einbindung heraus, um nun ihren letzten Grund in Vernunft, Moralität und Freiheit zu finden." Jedoch ist seine Folgerung in Bezug auf den "letzten Grund" fragwürdig. Die geschichtliche Entwicklung war in der Tat von dem Bemühen bestimmt, den Begriff der Menschenwürde von religiöser Prägung zu lösen. Aber ob sie eindeutig zu folgendem Ergebnis führt, muss gefragt werden: „Das heißt, die Würde des Menschen ist nur noch als Inbegriff der zu verwirklichenden Menschenrechte zu sehen, aber nicht mehr als deren unverbrüchlicher Ableitungsgrund: Weltanschauungsneutral betrachtet, ist sie lediglich finaler Grund der Menschenrechte, jedoch nicht deren kausaler

Grund. Sie formuliert ein Ideal, das in der Einlösung menschenrechtlicher Versprechungen liegt. In diesem Sinne konkretisieren die Menschenrechte die Menschenwürde, die als ihr höchster Gipfel nicht mehr ihr tragendes Fundament bildet; anders ausgedrückt: Weit davon entfernt, bloß der Sicherung menschlicher Würde zu dienen, sind die Menschenrechte der Stoff, aus dem die Würde entsteht, ja besteht.“ (209).

Gelegentlich ist mir eine Erzählung begegnet, die schon Herodot kannte, und wozu auch im Mittelalter wenigstens einmal ergebnislos versucht worden sei, die vermutete Ursprache zu finden. Man hätte demnach ein Kind aufgezogen, aber vermieden, es je in irgendeiner der bestehenden Sprachen anzusprechen. Dieses Kind sei am Ende dieses Experimentes diesem "Bericht" zufolge gestorben. Die Historizität ist verständlicherweise mehr als fraglich. Unabhängig davon handelt es sich jedenfalls um eine eindrucksvolle Schilderung der menschlichen Überzeugung, dass niemand als einsames Ich existieren kann. Jeder braucht lebensnotwendig andere Menschen, nicht nur um seine physischen Bedürfnisse befriedigen zu können. Er braucht ebenso auch deren Anrede. Mir scheint es verwegend, diese anthropologische Tatsache, "Person ist ohne den interpersonalen Bezug unmöglich", die oben schon näher bedacht worden ist, beim Versuch, Menschenwürde zu verstehen, völlig beiseite zu lassen. Denn Menschenwürde nur unter dem Gesichtspunkt wünschenswerter Konsequenzen ernstzunehmen, reicht nicht.

Wer eine offene Frage neutral beantworten will, muss sich vor dem Kurzschluss hüten, eine der vorliegenden Deutungen von vornherein als unbrauchbar auszuschließen. Es handelt sich um ein häufig auftretendes Schauspiel. Das illustriert am besten die Ökonomie. Die Meinung, die ganze Welt richte sich ausschließlich nach Profitinteressen, diese einseitige und hochideologische Interpretation der eisernen Gesetze des Kapitalismus, wird ständig als ausgesprochen unideologisch gepriesen, weil man das Ergebnis als Ausdruck schierer Rationalität verkaufen will.

Kurz gesagt bedeutet das für unsere Frage: Das Prinzip, humane und rechtsstaatliche Maximen könnten sich nicht auf eine *gege-*

*bene* Würde des Menschen berufen, sondern seien lediglich ein Bündel rechtlicher Ansprüche, die ihrerseits diese Würde erst zustande bringen, kann kaum beanspruchen, weltanschaulich neutral zu sein. Die konstitutive Korrespondenz von Ich und Du und umgekehrt, in der u.a. die Würde des Menschen zu Tage tritt, ergibt sich aus handfesten Erkenntnissen. Mit dem Schlagwort weltanschaulich neutral sein zu müssen, darf diese Erfahrung nicht unterdrückt werden.

Der Schlussbericht der Enquete-Kommission *Recht und Ethik der modernen Medizin. Zur Menschenwürde aus ethischer und rechtlicher Sicht des Deutschen Bundestages* (2002) kommt ebenfalls zu einem anderen Ergebnis. Dort heißt es: „Die ethische Bedeutung des Menschenwürdegedankens liegt vor allem und insbesondere darin, dass die Menschenwürde als das Fundament der Menschenrechte herausgestellt wird. Die Menschenwürde führt zur Formulierung der Menschenrechte hin, bedarf aber umgekehrt auch der politisch-rechtlichen Absicherung durch eben diese Rechte; sie begründet die Schutz- und Freiheitsrechte des Menschen und schärft diese ein.“ Dass damit zugleich der „letzte Grund“ von Menschenwürde „weltanschauungsneutral“ (so Wetz) gegeben sei, davon ist nicht die Rede. Die Redeweise vom "letzten Grund" stellt einen kategorischen, fast metaphysischen Anspruch dar, der nicht mit jeder herrschenden Weltanschauung vereinbar sein dürfte.

In dieser Verlegenheit empfiehlt Wetz von seinen Voraussetzungen her einen Ausweg, wenn er betont: "Man sollte die Menschenwürde gerade dann achten, wenn es sie nicht gibt, damit es sie gibt, weil sie vielleicht das einzige ist, was uns in einer entzauberten Welt noch Wert verleiht. So gesehen besteht die Würde des Menschen aus nichts anderem als aus der Achtung davor. Erst die Würde zu respektieren heißt, sie zu konstituieren." (F.J. Wetz, 2005, S. 243) Der Autor rät also, die Menschenwürde zu simulieren, um der entzauberten Welt gewachsen zu sein. Ob das gelingt? München soll dabei gescheitert sein, sich am eigenen Schopf emporzuziehen.

Angesichts des neuen Grundgesetzkommentars diagnostizierte 2003 Ernst-Wolfgang Böckenförde: "Die Würde des

Menschen war unantastbar." (FAZ 3.9.03) „Diese Neukommentierung markiert einen Epochenwechsel.“ Weiter heißt es: „Dürigs Kommentierung von 1958 war aus der Gründungssituation der Bundesrepublik erwachsen. Sie war getragen vom Elan und von der Emphase der Generation, die aus dem Krieg kam, die das NS-Regime, den Krieg und die Kriegsfolgen unmittelbar erlebt hatte. Auf den Trümmern des Jahres 1945 wollte diese Generation, wie das Grundgesetz auch, eine neue und bessere Ordnung bauen, einen Damm gegen jede offene oder verdeckte Wiederkehr dessen errichten, was man selbst erfahren und erlitten hatte.“ Böckenförde stellt die Berechtigung der neuen Kommentierung nicht in Frage. Jedoch zitiert er z.B. hinsichtlich des Schutzes früher und frühester Formen menschlichen Lebens "geht es [in der Neufassung] um eine Dimension des Würdeschutzes, zu welcher der Diskurs über Gottebenbildlichkeit, den Beginn der Beseeltheit menschlichen Lebens, sittliche Autonomie und Selbstzweckhaftigkeit der individuellen Existenz in der Geistesgeschichte der letzten zweieinhalb Jahrtausende ebensowenig einen verlässlichen Zugang bietet wie das schwach konturierte Menschenbild des Grundgesetzes". Böckenfördes Bilanz: "Deutlicher kann das Programm, die nähere Bestimmung der Menschenwürde von ihrer meta-positiven Verankerung abzulösen und ganz auf sich zu stellen, nicht vollzogen werden." Das heißt: Alles ist nicht jederzeit möglich mit der Folge, dass sich in der Geschichte nicht jederzeit ein KAIROS bietet, wenn er benötigt und herbeigewünscht wird. Unsere Politiker sprechen ähnlich gern, etwa wenn es um den Frieden geht, von einem befristeten "Zeitfenster".

Meine Folgerung: Wenn die ursprünglich meta-positive Basis des Grundgesetzes in Frage gestellt wird, hat das vermutlich Konsequenzen für die Rechtsprechung. Daraus ergibt sich jedoch keine Annullierung des Prinzips Menschenwürde. Ich sehe durch die Änderung der juristischen Bewertung meine eigene oben vertretene These vom Wunder eines je neuen menschlichen Lebens deshalb nicht desavouiert, vielmehr bestätigt. Vielleicht müssen wir uns inzwischen damit abfinden, dass das Konzept

"Menschenwürde" nicht mehr nahtlos in die realexistierende Welt passt.

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Man kann es kaum glauben

Erzbischof Gänswein offenbart seine Theologie

Der Schleier von Manoppello, gelegentlich auch als „Schweiß Tuch der Veronika“ tituliert, ist schon lange, wie der Heilige Rock in Trier und unzählige andere Devotionen, Gegenstand frommer Verehrung. Das auf dem Tuch sichtbare Portrait soll das Gesicht Jesu wiedergeben.

Schon einige hundert Jahre wird es in der Kapuzinerkirche in Manoppello (Abruzzen) aufbewahrt, wo vor einigen Jahren auch Papst Benedikt XVI. einen frommen Besuch abstattete.

Jetzt wurde eine perfekte Kopie in eine andere Kapuzinerkirche bei Rom gebracht. Aus diesem Anlass wurde ein feierliches Hochamt gefeiert, in dessen Verlauf der Präfekt des Päpstlichen Haushalts, Erzbischof Gänswein, sagte: „*Dieses Gesicht ist das Alleinstellungsmerkmal der Christen. Nur wir wissen, wie Gott aussieht – und wie und wer er ist. Das Gesicht Christi ist darum der vornehmste und kostbarste Schatz der Christenheit.*“

Diese Aussage bezieht sich auf das Gesicht auf dem Tuch. Kein Gedanke daran, dass es viele Fragen zur Echtheit gibt, z.B. ob es eine Fälschung aus dem Mittelalter oder dem 16. Jahrhundert ist, ob es nachweisbar 2.000 Jahre alt ist, zudem aus Jerusalem stammt und sogar das Gesicht Jesu zeigt. Jedenfalls ist die Ausführung Gänsweins von ungeheurer Naivität geprägt, selbst wenn, was gänzlich unwahrscheinlich ist, das Tuch tatsächlich mit Jesus zu tun hätte.

Man kann nur hoffen, dass die meisten Christen immer noch nicht wissen, „wie Gott aussieht“, und ihr Bekenntnis zum

Christentum auf andere Faktoren stützen. Armes Christentum, wenn eine Abbildung auf einem Tuch sein Alleinstellungsmerkmal sein sollte.

Bedrückend ist auch, dass Gänswein lange Zeit Vertrauter und rechte Hand von Benedikt war (oder ist) und auch unter dem Nachfolger Franziskus eine zentrale Funktion innehat. Gibt es in Rom keine normalen Menschen?

\*\*\*

Johannes Schmitt

## Wie die Gewalt in das Christentum kam

Religion und Gewalt: Konstantin und Augustinus

Zu: Manfred Clauss, Ein neuer Gott für die alte Welt. Die Geschichte des frühen Christentums, Berlin (Rowohlt Verlag) 2015, 539 S., ISBN 978-3-87134-794-8;

Philippe Buc, Heiliger Krieg. Gewalt im Namen des Christentums, Darmstadt (Philipp von Zabern Verlag) 2015, 432 S., ISBN 978-3-8053-4927-7.

---

*Im letzten Jahr hat IMPRIMATUR in lockerer Folge und eher essayistischer Weise angesichts des weltweit agierenden islamischen Terrorismus das Thema „Gewalt und Religion“ aufgegriffen. Dabei hat sich auch die von dem Ägyptologen Jan Assmann initiierte so genannte „Monotheismus-These und -Debatte“ – den drei Weltreligionen: Judentum, Christentum und Islam sei Gewalt gewissermaßen inhärent, gestern und heute – als religionsgeschichtliche „Luftblase“ offenbart. Allerdings, und dieser Zusammenhang soll hier ausführlicher verfolgt und vorgestellt werden, zeigte sich gleichsam als deren roter Faden der Stellenwert, die Bedeutung und Rolle der so genannten „Konstantinischen Wende“, die ein Umschwenken und eine folgenreiche Neuorientierung der staatlich-römischen*

*Religionspolitik gegenüber dem Christentum in der Spätantike brachte. Dazu kommen deren Reflexionen in den Schriften des Kirchenvaters Augustinus, die bis heute gewissermaßen im Christentum „Deutungshoheit“ besitzen.*

## Christlicher Fundamentalismus

Sicherlich ist die primäre Intention des Althistorikers Manfred Clauss nicht – wie es hier in dem Titel dieses Beitrags plakativ benannt ist –, aufzuzeigen, wie „die Gewalt in das Christentum kam“, sondern in erster Linie, wie eine kleine ursprünglich jüdische Gruppe sich seit der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts zur „Staatskirche“ entwickelte, also so „in der alten Welt“ „ein neuer Gott“ reüssierte (Clauss, 7 f.). Allerdings – und das ist zugleich der essentielle Kern dieser neuen religiösen Formation, der auch schon die „Gewalt“ inkludiert – ist das Christentum nach den Vorstellungen und Auffassungen von Manfred Clauss von einem „Fundamentalismus“ durchtränkt, der „von Anfang an“ das „Selbstverständnis“ einschloss, „das alleinige Wissen um die Wahrheit zu besitzen“, und auch durchzusetzen. Dieses „Konzept“ hätten „die Christen vom Judentum übernommen“ und in der Antike reichsweit zu einem neuen „christlichen Wahrheitsverständnis“ entwickelt und dieses, heute zurecht pejorativ konnotiert, als „fanatische Rechthaberei“ kompromisslos gegen Häretiker, Juden und Heiden, also alle anderen, instrumentalisiert (Clauss, 13 ff.).

## Anfänge, „gewaltfrei“

Als die Konzilien von Nicäa (325) und Konstantinopel (381) in der noch heute gültigen Form das „Credo“ verkündeten, zogen sie zugleich auch die Summe der damaligen historischen Erkenntnisse und theologischen Vorstellungen über Leben, Sterben und die Wiederkunft des Religionsgründers Jesus von Nazareth, wie sie sich nach den vier kanonischen Evangelien, alle erst nach 70 n. Chr. verfasst, darstellten. Dies belegt auch und zugleich, wie eng das Christentum mit dem Judentum verbunden war und blieb, auch noch, als sich die ersten Christen auf dem so genannten Jerusalemer Apostelkonzil (zwischen 44 und 49 n. Chr.) vom Judentum trennten und zu der „Heidenmission“ hin öffneten.

Der zum Christentum bekehrte Paulus intendierte diese Mission im gesamten Römischen Imperium und fundierte theologisch den Glauben an Jesus Christus in seinen Briefen – auch sie erhielten bald kanonische Geltung – an unterschiedliche Gemeinden und eine Einzelperson; später wuchsen noch die Deuteropaulinen hinzu und partizipierten an der Geltung der echten Briefe. Paulus, so das Urteil von Manfred Clauss, „gilt manchen als eigentlicher Begründer des Christentums“ (Clauss, 66), dessen Kernaussagen sich auf wenige Glaubenssätze komprimieren lassen, die allerdings für viele, ja die meisten Juden provozierend wirkten, wirken mussten: Jesus von Nazareth galt als der Sohn Gottes, der den Juden im Alten Testament verkündete Messias, der sich am Kreuze durch sein Leiden und seinen Tod für alle Menschen geopfert habe, der allerdings von den Toten auferstanden und in den Himmel aufgefahren sei, dessen Wiederkunft kurz bevorstehe und der dann am Ende der Welt das Gottesreich aufrichte und Gericht halte, bestrafe und belohne je nach Verdienst. Von Paulus stammt auch die in der Folgezeit, eigentlich bis heute – zuweilen sehr verhängnisvoll wirkende – Beschreibung und Fixierung des Verhältnisses der Christenheit zur „weltlichen Obrigkeit“. Im Kapitel 13 des Römerbriefes verlangte der Apostel Gehorsam gegenüber der jeweiligen Obrigkeit, auch wenn sie, wie die römische, nicht christlich sei, mit dem Argument, jede Obrigkeit sei von Gott. Damit zog er eine Leitlinie, die bis zur Konstantinischen Wende auch die Lebens- und Glaubenswirklichkeit der Christen bestimmte.

Das Christentum oszillierte gewissermaßen bis dahin zwischen „Weltflucht“ und „Weltbejahung“, am augenfälligsten im 4. Jahrhundert, als zu Tausenden, überwiegend Männer, in Ägypten und Syrien die spätantike Zivilisation verließen und als einzelne Mönche, Eremiten, und in Gemeinschaften, Koinobiten, ein weltabgewandtes Leben, einen neuen „Kult der Askese“ propagierten (Clauss, 275 ff.).

Spätestens in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhundert hatten sich die Christengemeinden aus den jüdischen endgültig herausgelöst, hatten im römischen Vereinsrecht eine gültige Rechtsform gefunden, die auch den Erwerb und die Verwaltung von Eigentum ermöglichte. Die kirchlichen Or-

ganisationsstrukturen, weitgehend autonome Bischofskirchen mit den „Nachfolgern der Apostel“ an der Spitze, glichen sich den weltlichen an. Die Patriarchate von Rom, Konstantinopel, Alexandria und Antiochia wurden schließlich gleichrangig. In gewisser Weise waren die Christen so im Römischen Reich angekommen, als ein Mysterienkult unter vielen anderen, der sich auch vehement gegen grassierende massive Vorurteile: Kindesmord, Kannibalismus, Blutopfer, sexuelle Orgien usw. wehren und sich rechtfertigen musste. Christen sahen sich zudem genötigt, ihre religiösen Fundamente philosophisch, hier neuplatonisch, zu begründen und zu verbreiten.

Seit der Mitte des 3. und bis in das 4. Jahrhundert hinein störten allerdings sporadisch „Christenverfolgungen“ – für Manfred Clauss „weitgehend Mythos“ (Clauss, 75), deren Anlässe und Motive lassen sich kaum detailliert eruieren – das gedeihliche Zusammenleben von Christen und „Heiden“: Die Martyrologien, Verzeichnisse der hingerichteten Christen, nennen die „Namen von etwas mehr als viertausend Personen neben einer großen Anzahl von anonymen Opfern“ (Clauss, 109). Die meisten Märtyrer lehnten das im Zusammenhang mit dem Kaiserkult verlangte persönliche Opfer an die Adresse des Kaisers ab, suchten sogar als so genannte „Selbst-Auslieferer“ die Hinrichtung, als „Weg, dem Diesseits zu entfliehen“ (Clauss, 103). „Märtyrer und Martyrium waren für alle frühen christlichen Gruppierungen von enormer Bedeutung“, für den Kirchengeschichtsschreiber Sozomenus (gest. um 450 n. Chr.) sogar „wichtigstes Überzeugungsmittel der Christen“ (Clauss, 108 ff.).

## Konstantinische Wende

Nach der Begründung der „Tetrarchie“ (293 n. Chr.), einer Teilung des Imperiums durch Diocletian und Maximian, wurden nach 303 gegen die Christen die letzten staatlichen Verfolgungsmaßnahmen in mehreren Edikten angeordnet: so etwa der Abriss von Kirchengebäuden, der Verlust der bürgerlichen Rechte der Christen und Opfer im Rahmen des Kaiserkultes. Allerdings sah sich Kaiser Galerius 311 gezwungen, das Scheitern dieser Maßnahmen zuzugestehen, und er bestätigte erneut die Anerkennung der christlichen Gemeinden.

„Die Bedeutung Konstantins für die weitere Entwicklung des Christentums – so das Urteil von Manfred Clauss – war nicht nur „erheblich“, sondern in Bezug auf den hier behandelten Zusammenhang von „Religion und Gewalt“ grundlegend und paradigmatisch. Der Kaiser war zwar noch kein Christ – wahrscheinlich ließ er sich erst auf dem Totenbett taufen –, aber er hat dem Christentum zum endgültigen Durchbruch verholfen, obwohl bei seinem Herrschaftsantritt die Bevölkerung noch „zu etwa fünfundneunzig Prozent nicht christlich war“ (Clauss, 304).

Nach dem Sieg über seinen Mitkonkurrenten im Westen, Maxentius, an der Milvischen Brücke (312), den Konstantin wohl dem Christengott als „Schlachtenhelfer“ zuschrieb, erließ der Kaiser das so genannte „Toleranzedikt von Mailand“ (313), das den Christen Kultfreiheit im gesamten Imperium zugestand und den Bestand der Kirche als Korporation, als „privilegierte Vereine“ (Clauss, 309), garantierte. Nach dem Erringen der Alleinherrschaft durch den Sieg über Licinius (324) berief der Kaiser zur Wahrung der Einheit des Glaubens und zum Kampf gegen Häresie ein, wie es später charakterisiert und eingeordnet wurde, erstes ökumenisches Konzil nach Nicäa, um über die Häresie des Arius, Christus sei nicht Gott, sondern dessen vornehmstes Geschöpf, zu urteilen. Die Lehre des Arius wurde zwar vom Konzil als Häresie verdammt, allerdings fand diese bis an die Schwelle zum Mittelalter weiterhin Anhänger, insbesondere im westlichen Reichsteil, sogar „staatliche“ Unerstützung in germanischen, in erster Linie gotischen Nachfolgestaaten im Rahmen der Völkerwanderung.

Panegyrisch, aber auch sehr augenfällig schildert der Bischof Eusebius von Caesarea die neue vorbildhaft gewordene Stellung des Kaisers im, man muss nun schon sagen, autokratischen und monokratischen Gefüge in Kirche und Staat:

„Auf ein Zeichen hin, das die Ankunft des Kaisers verkündete, erhoben sich alle, und nun trat er selbst in die Mitte der Versammlung wie ein Engel Gottes vom Himmel her, leuchtend in seinem glänzenden Gewand, strahlend in der feurigen Glut des Purpurs und geschmückt mit dem hellen Schimmer von Gold und Edel-

stein (...) Seine ganze Gestalt überragte an Größe ebenso seine *Begleiter wie an blühender Schönheit, an majestätischer Würde und an unüberwindbarer Körperkraft*“ (Clauss, 344).

Nun erst, um so auf die Fragestellung des Titels einzugehen, war im Christentum, bildlich gesprochen, die Tür geöffnet, durch das auch die Gewalt in die Kirche eintrat. Der Kaiser und mehr noch seine Nachfolger liehen nun der sich allmählich ausbildenden „Reichskirche“ ihren „Schwertarm“ im Kampf um den rechten Glauben, die „Orthodoxie“, gegen Häretiker, gegen die „Heiden“ und auch, wenn auch noch nicht generell, gegen die eine Bekehrung ablehnenden Juden, die in Christus nicht den Messias sehen und anerkennen konnten.

Theodosius (379-395), nach seinem Tode wurde das Imperium geteilt, erhob das Christentum, wie es vom Bischof von Rom, in Nachfolge des heiligen Petrus, und von dem Bischof in Alexandria ausgeübt werde, zur Staatsreligion, den Abweichlern, „Häretikern“, nun auch schon als „Verrückte“ und Wahnsinnige“ abqualifiziert, wurden kirchliche und weltliche Strafen angedroht, die „Heiden“ so zur Verfolgung gewissermaßen „freigegeben“. Nun erst brannten auch Synagogen und wurden heidnische Tempel zerstört.

## Augustinus und die Legitimierung der Gewalt

Als einer der ersten begrüßte der schon zitierte Kirchenvater und -historiker Eusebius als Zeitgenosse die Konstantinische Wende. Er „betrachtete die Monarchie, die Herrschaft eines Einzelnen (*monos*), als die natürliche Folge des Monotheismus. Es gab nur noch ein Gott, ein Reich und einen Kaiser (...) Indem er eine imperiale Christenheit erkannte und formulierte (...) hatte Eusebius die ursprüngliche Botschaft Jesu vollkommen auf den Kopf gestellt“, wie die heutige Kirchenhistorikerin Karen Armstrong dezidiert urteilt (imprimatur 48 (2015), 150).

Kritik von einzelnen Bischöfen an dieser – man muss jetzt schon sagen – nun „staatskirchlichen“ Anwendung von Gewalt, die sukzessive bis in das 7. Jahrhundert, kulminierend bei Justinian, ausgebildet wurde und sich verfestigte, war sehr verhalten und partiell, so etwa bei dem Mailänder Bi-

schof Ambrosius, der einzelne Maßnahmen des Kaisers Theodosius rügte und beanstandete (Clauss, 375 ff.)

Die deutlichste Stellungnahme, hier die Legitimierung, der Gewalt gegen Häretiker, findet sich indes in der Auseinandersetzung des Kirchenvaters Augustinus (354-430) mit den Donatisten, eine Abspaltung von der Kirche, die fast hundert Jahre lang in Nordafrika Anhänger fand und gegen die schon Konstantin gewaltsam vorgehende Soldaten eingesetzt hatte. Formal ging es bei diesem Streit theologisch um die gültige Spende von Sakramenten durch abgefallene und nicht rechtläubige Priester.

In mehreren Briefen, die bis heute noch nicht systematisch ausgewertet erscheinen, legitimierte Augustinus – wie Philippe Buc es zusammenfasst – „die Anwendung von Gewalt gegen die Donatisten“ (Buc, 33): „Seinen Briefpartnern, die darauf hinweisen, dass die Kirche sich in der Vergangenheit nie auf weltliche Autoritäten zur Durchsetzung von Disziplin gestützt habe, antwortete er, dass mit Konstantins Übertritt ein neues Zeitalter begonnen habe. Die alttestamentarische Prophezeiung, dass die Könige sich nun ‚weisen‘ ließen (Ps 2, 10), sei erfüllt; christliche Herrscher könnten und sollten nunmehr dem Herrn dienen (Ps 2, 11) durch den ‚Schrecken der Gesetze‘ (*legum terror*), um die Häretiker zum wahren Glauben zurückzubringen und ihnen die Freiheit zu geben, die Wahrheit zu erkennen“ (Buc, 33). „Auf diese Weise“, so resümiert Philippe Buc entschieden und verallgemeinernd das Urteil des Kirchenvaters Augustinus, setzte die Konstantinische Wende den christlichen heiligen Krieg wie auch den Terror in Gang“ (Buc, 33).

An anderer Stelle heißt es bei Augustinus, die Kirche dürfe „legitimerweise Gewalt anwenden, indem sie die Gegenseite zu deren eigenem Besten in Schrecken versetze und nötige (*terrendo et co(h?)ercendo*), um sie vor der Verdammnis zu bewahren und zur Einheit zurückzuführen“ (Buc, 131).

Zur Heilung von Banden vagabundierender Donatisten empfahl der Kirchenvater schließlich, dass man sie „wie die Besessenen an die Ketten der [weltlichen] Gesetze (*legum vincula*) bindet“. Zwang durch Gesetzesfurcht werde (...) zur Errettung führen. (...) *Ubi terror, ibi salus* – Wo Schrecken ist, ist das Heil (...) „*O saevitia mise-*

*ricors* – O barmherzige Grausamkeit“ lautete die emphatische Empfehlung des Bischofs von Hippo, die man heute auch (oder nur (?)) als Zynismus verstehen kann (Buc, 232).

Die theologische Legitimierung der Gewalt durch Augustinus erhielt ihre kanonische Geltung dadurch, dass ihre Grundsätze im 12. Jahrhundert in die kirchenrechtliche Sammlung Gratians, das so genannte Decretum Gratiani, aufgenommen wurden und seitdem die rechtliche Grundlage für die Ausübung von Gewalt gegen Häretiker bildete (Buc, 33).

\*\*\*

Rudolf Uertz

## **Die christliche Ethik im Spannungsfeld von Glaube und Vernunft, Religion und Politik – Positionen und Kontroversen in der Neuzeit**

Zu: Wilhelm Korff / Markus Vogt (Hg.): *Gliederungssysteme angewandter Ethik. Ein Handbuch. Nach einem Projekt von Wilhelm Korff, Freiburg – Basel – Wien: Herder 2016, 792 Seiten*

### **Das Projekt von Wilhelm Korff**

*Wilhelm Korff, Ordinarius für Theologische Ethik in Tübingen (1973–1979) und Christliche Sozialethik in München (1979–1993), skizziert in seiner Festschrift „Christliche Sozialethik – Architektur einer jungen Disziplin“ (2012) die Entstehung und Entwicklung dieses akademischen Faches im 19. Jahrhundert (vgl. imprimatur 47, 2013, Heft 2). Dabei würdigt er die Leistungen der katholischen Soziallehre. Diese habe mit den bekannten Sozialprinzipien der Personalität, Subsidiarität, Solidarität und den Regulativen Gemeinwohl und*

*Gerechtigkeit ein beachtliches sozialetisches Grundlagen-Set geschaffen. Doch sei die christliche Soziallehre von Anfang an auf den engeren Bereich des Sozialen ausgerichtet gewesen. Das zeige sich anschaulich bei den Menschenrechten, die erst in den 1960er Jahren vom kirchlichen Lehramt anerkannt wurden. Die Verlegenheit der katholischen Soziallehre in Fragen der politischen und der Rechtsethik rühre daher, dass sich die religiös-christliche und die säkular-humanistische Ethik in der Zeit der Aufklärung getrennt hätten. Diese Gabelungen führten den historischen Betrachteter zurück in die Reformationszeit und verwiesen auf den Zerfall der „politisch-religiösen Einheit“. So setzte zu Beginn der Neuzeit die Suche nach neuen, human tragfähigeren Strategien des sozialen und politischen Miteinanders ein. Den Beginn dieser Entwicklung markiere die neuzeitliche Pflichtenkreislehre mit den Pflichten des Menschen gegen Gott, sich selbst und den Nächsten. Diese löste die bis dahin von der Kirche vertretene Gebotsethik gemäß den Zehn Geboten des Alten Testaments ab. An diesem, die Konfessionen entzweierenden ethischen Neuansatz setzt die folgende Untersuchung ein. Sie ist die Zusammenfassung meines Beitrags „3.3 Der neuzeitliche Paradigmenwechsel zur Pflichtenkreistriade: Ablösungen und Gabelungen“ im Rahmen des Handbuchs „Gliederungssysteme angewandter Ethik“.*

## Die Pflichtenkreistriade und ihre neuzeitliche Variante

Die Triade Gott, Selbst und Nächster, welche die christliche Morallehre auszeichnet, ist erstmals in Augustinus' Deutung der *Goldenen Regel* anzutreffen. Hier vollzieht sich „der Schritt zu einer Triade“ (Roland Kanny). Nachdem die Bezugsgrößen Gott und Nächster bereits im Dekalog enthalten sind, verweist Augustinus auf das menschliche Bewusstsein und auf den Selbstbezug. Aber erst in der Neuzeit werden mit der Ersetzung der offenbarungsorientierten Gebotsethik durch die Pflichtenkreissethik die Pflichten des Menschen nicht mehr nach fremdbestimmten Geboten, sondern nach Obliegenheiten des Menschen als moralisches Subjekt in seinen Beziehungen zu Gott, sich selbst und den Mitmenschen zum

Gliederungssystem angewandter Ethik. Was aber sind die auslösenden Faktoren?

Sucht man nach den genaueren Ursachen und einer möglichen Datierung, so wird man das Jahr 1521 nennen können. In jenem Jahr kam Martin Luther zu Ohren, dass Gläubige von den Priestern im Beichtstuhl ausgeforscht wurden, ob sie Bücher des Reformators besitzen. Im zutreffenden Falle wurde die Absolution davon abhängig gemacht, dass die Beichtenden die Schriften dem Priester auslieferten. Luther reagierte darauf mit dem Büchlein „Von der Beichte“ (Erfurt/Worms 1521). Er spricht darin Papst und Konzilien prinzipiell die Kompetenz ab, „aus eigener Machtvollkommenheit heraus Gesetze zu erlassen, die den Christen im Gewissen binden“.<sup>1</sup> Bei aller Wertschätzung der privaten und freiwilligen Beichte erteilt der Reformator dem kirchlichen Beichtzwang eine strikte Absage und unterzieht ihn einer theologischen Kritik.

Luthers Kritik an der Beicht- und Bußtheologie erweist sich als eines der Hauptanliegen der Reformbewegung des Protestantismus. Sehr bald greift diese auch auf soziales und politisches Gebiet über und wird infolge der Religionskriege zum entscheidenden Motiv für eine politisch-rechtliche und religiös-kulturelle Neuordnung der Gemeinwesen in Europa.

Die triadische Pflichtenkreissetheorie zeichnet sich aus durch die Ambivalenz von theologischer und philosophischer Ethik, die sich ähnlich auch im politischen Gemeinwesen zeigt. Dieses wird in seiner monarchischen Form weiterhin theologisch gerechtfertigt (die Gewalt kommt von Gott), doch ist das sich mehr und mehr von der Religion emanzipierende Recht des Staates angesichts der konfessionellen Konflikte zwangsläufig darauf angelegt, infolge der religionspolitischen Konflikte auf offenbarungstheologische Normen wie den Dekalog zu verzichten.

<sup>1</sup> Vgl. M. Ohst, *Pflichtbeichte. Untersuchungen zum Bußwesen im hohen und späten Mittelalter*, Tübingen 1995, 1–13.6f.

## Die Profanierung christlicher Moral als kontrovers-theologisches Phänomen: der Protestantismus

Kritisch äußerten sich katholische wie auch protestantische Theologen gegenüber den Protagonisten der neuen Pflichtenlehre, wonach die Pflichten des Menschen gegen die anderen nur mehr gemäß der subjektiven Vernunft entfaltet, die objektiven Pflichten gegen Gott dagegen in die Moraltheologie verwiesen werden.<sup>2</sup>

Auch Philosophen und Juristen bereitete der Paradigmenwechsel des 17. Jahrhunderts zur Person als moralisches Subjekt gedankliche Schwierigkeiten. Sie standen vor der spannungsreichen Aufgabe, das aufgeklärte individualistische Naturrecht mit theologisch-biblischen Normen in Einklang zu bringen. Die Reaktionsweisen in den verschiedenen Kirchen waren höchst unterschiedlich.

In den deutschen Landen ist Samuel Pufendorf (1632–1694) mit einer der ersten, der eine ausgefeilte Pflichtenkreislehre im neuen Gewande entwickelt hat. Die religiösen Pflichten werden von den Offenbarungsschriften abgeleitet, während die Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen andere von der menschlichen Vernunft her begründet werden. Bemerkenswert ist der Kommentar von Gottlieb Stolle im Zedlerischen Universal-Lexicon (1740) zu Pufendorf. Stolle geht aus von dessen praxisorientierter Grundhaltung, der Notwendigkeit, angesichts der neuzeitlichen religiös-politischen Konflikte eine adäquate Morallehre für das politische Gemeinwesen zu schaffen, in der sich die Gläubigen verschiedener Bekenntnisse wiederfinden können. Stolle bemerkt, dass die Pflichten des Menschen gegen Gott und sich selbst als die *eigentlichen Pflichten* „aus dem natürlichen Gesetz“ erkannt werden können, ohne dass in den „Wahrheiten selbst etwas geändert“ werde.

Das heißt, dass mit der Anwendung des *rationalistischen Naturrechts*, das mit der neuen Pflichtenkreislehre einhergeht, die durch die Offenbarung Gottes erlassenen Gebote nicht unbedingt außer Kraft gesetzt werden, insofern auch das Naturrecht in

der Schöpfungsordnung angelegt ist. Daher laufe es „auf eins hinaus“, ob die moralisch zu qualifizierende Entscheidung des Menschen theologisch oder vernunftrechtlich hergeleitet werde. Dass dies aber keinen großen Unterschied bedeuten muss, ergibt sich letztlich aus der protestantischen Grundhaltung des Christen als religiös-moralisches Subjekt, das selbst vor seinem Gewissen zu entscheiden hat, ob es sein sittliches Handeln offenbarungstheologisch oder schöpfungstheologisch begründet.

Die Haltung von Gottlieb Stolle ist im protestantischen Verständnis der Gottunmittelbarkeit des Christen angelegt. Dessen Rechtfertigung vor Gott ist im Glauben verwurzelt und bedarf – anders als in der katholischen Kirche – keiner sakramental-kirchlichen Vermittlung. Für den Christen bedeuten diese Neuerungen einen beachtlichen Zuwachs an Freiheit, zugleich aber auch eine starke Nötigung zur Selbstverantwortung.

Friedrich Vollhardt schildert in seiner philosophisch-pädagogischen Analyse die Reaktionen auf die neuzeitliche Pflichtenkreislehre im Protestantismus und zeigt, dass die neue Ethikform dort nicht nur mit Optimismus aufgenommen wurde. Die Hinwendung zur Pflichtenkreislehre, die eng mit der profanen Naturrechtslehre zusammenhängt, charakterisiert Vollhardt als wichtigen Schritt auf dem Weg zur politischen und rechtlichen Neuordnung, der Entwicklung neuzeitlicher Staatlichkeit. Doch sei dieser Schritt nicht exklusiv mit den Mitteln der Philosophie und Ethik zu bewerkstelligen gewesen.

Vollhardt kann in seiner Darstellung der Anteile des Protestantismus an der neuzeitlichen religiös-kulturellen und politisch-rechtlichen Neuordnung eine beeindruckende Fülle theologischer, philosophischer und literarischer Quellen auflisten. Bezüglich der Rezeption der neuzeitlichen Pflichtenkreislehre im Katholizismus verweist er auf die Studie von Richard Bruch *Ethik und Naturrecht im deutschen Katholizismus des 18. Jahrhunderts* (1997),<sup>3</sup> der bis dahin einzigen größeren Untersuchung

<sup>2</sup> F. Vollhardt, *Selbstliebe und Geselligkeit*, Tübingen 2001, 98.

<sup>3</sup> R. Bruch, *Ethik und Naturrecht im deutschen Katholizismus des 18. Jahrhunderts*. Von der Tugendethik zur Pflichtethik, Tübingen 1997; *Ders.*, *Moralia varia*, Düsseldorf 1981.

zum Verhältnis von katholischer Ethik und neuzeitlicher Pflichtenlehre.<sup>4</sup>

### Die Profanierung christlicher Moral als kontrovers-theologisches Phänomen: der Katholizismus

Die Pflichtenkreislehre sieht Bruch als eine Frucht der Reformation. So etwas habe es bisher noch nicht gegeben. Die neue Lehre gestalte die gesamte Lebenshaltung der Menschen um. Denn nun seien der Mensch selbst und seine Pflichten gegen sich selbst an die erste Stelle gerückt, die Verpflichtungen gegenüber Gott aber an die zweite. Im Übrigen würden bei Pufendorf die Pflichten des Menschen gegen den Nächsten nicht mehr aus göttlichen Geboten, sondern aus der *Socialitas*, der Vergesellschaftung abgeleitet. Schließlich erwähne Pufendorf die Pflichten gegenüber Gott in der Kurzfassung seines Hauptwerkes überhaupt nicht mehr.

Damit aber verliere die Ethik ihre biblischen Wurzeln. „Religion, Offenbarung, Theologie in der Sittlichkeitslehre“ hätten gemäß der neuen Pflichtenlehre kein „Mitspracherecht“ mehr. Das Alte Testament aber kenne nun einmal „keine rationale Ableitung der sittlichen Forderungen aus dem Wesen oder den Lebensbedingungen des Menschen: „Die Forderungen sind einfach vorhanden als gottesgegebene Regeln, von ihm dem Volke verordnet. Es gibt ihnen gegenüber kein Verstehen, es gibt ihnen gegenüber nur ein Gehorchen.“ Für den Moraltheologen seien dem Dekalog gemäß die objektiven Gebote Gottes unbedingt bindend.

Bruch bedient sich bei seiner Ablehnung der neuzeitlichen Pflichtenkreis- und Naturrechtslehre der neuscholastischen „Zwei-Stockwerkstheologie“.<sup>5</sup> Ihr gemäß ist der Mensch nicht nur auf ein natürliches Endziel hingebordnet. Da nämlich die irdische Ordnung infolge der Begehrlichkeiten, der Konkupiszenz, die geistigen und leibli-

chen Antriebskräfte desintegriert und daher unzureichend sei,<sup>6</sup> ist gemäß diesem dogmatischen Konstrukt der Mensch auch auf das theologisch höherwertige Endziel, nämlich die Glückseligkeit und die Gemeinschaft mit Gott hingebordnet. Das bedeutet dann zwangsläufig die Einbeziehung der natürlichen Sittlichkeit des Menschen als Sünder in die dogmatisch-kasuistisch verwobene Beicht- und Bußlehre.

Bruch sieht in theonomer Hinsicht den Menschen als Sünder, in philosophischer Sicht als autonomes Vernunftwesen an. Entsprechend unterscheidet er zwischen *theologischer Sünde* und *philosophischer Sünde*. Philosophisch-anthropologisch gesehen habe der Mensch im Laufe der Zeit die sittlichen Normen selbst entworfen, so dass er diesbezüglich sich vor sich selbst zu verantworten habe.<sup>7</sup> In theologischer Hinsicht aber habe sich der Christ vor Gott und seinen objektiven, positiven, das heißt dem Willen Gottes entstammenden Geboten zu rechtfertigen, was kundgetan sei in den göttlichen Offenbarungsgesetzen. Dekalog und Gebotsethik seien demnach unverzichtbare Grundlagen der christlichen Ethik. Entsprechend sei für die Moraltheologie das Buß- und Beichtsystem unaufgebbar, denn das menschliche Gewissen sei eben irrtumsanfällig, so dass es sich an den objektiven Geboten der göttlichen Offenbarungsgesetze auszurichten habe.<sup>8</sup>

Kopferbrechen bereitet Bruch allerdings der Umstand, dass sich in der katholischen Moraltheologie und Sozialethik längst liberale moraltheologische Positionen verbreitet hätten, wie dies Pius XII. in seiner Moralenzzyklika *Humani generis* (1950) konstatierte, wo er auf die vielen Hemmnisse verweise, „die einer erfolgreichen Betätigung dieser naturgegebenen Erkenntnisfähigkeit“ des Menschen entgegen stünden. Bruch orientiert sich unverkennbar noch an den normativen Vorgaben des katholischen Lehramts der 1950er Jahre. Den Paradigmenwechsel der Soziallehre Johannes XXIII. in der Menschenrechtsfrage ignoriert er ebenso wie die Konzilsdokumente

<sup>4</sup> Vgl. hierzu im Handbuch meinen Beitrag 3.4 *Zur philosophisch-ethischen Grundlegung der neuzeitlichen Pflichtenkreislehre* (P. Charron, H. Grotius, Th. Hobbes, S. Pufendorf, I. Kant und M. Weber).

<sup>5</sup> Zur Ambivalenz theologischer und philosophischer Sünde vgl. R. Bruch, *Theonomie und Autonomie in der christlichen Sittlichkeit*, in: O. König (Hg.), *Horizonte sittlichen Handelns*, Graz 1991, 229-242, 237 ff.

<sup>6</sup> Vgl. G. L. Müller, *Katholische Dogmatik*, Freiburg 2012, 2. Kap., III.1.

<sup>7</sup> Vgl. R. Bruch, *Theonomie und Autonomie*, 238 f.

<sup>8</sup> R. Bruch, *Ethik und Naturrecht*, 53, beruft sich auf die Enzyklika *Humani generis* Pius' XII. (1950), sowie auf J. Fuchs, *Lex naturae. Zur Theologie des Naturrechts*, Düsseldorf 1955, 139-155.

*Gaudium et spes* und *die Erklärung über die Religionsfreiheit* (1965).

Entschieden kritisiert Bruch das von Benediktinerabt Franz Stephan Rautenstrauch im Auftrag des Österreichischen Kaiserhauses in Verbindung mit dem Wiener Kultusministerium durchgeführte Reformprogramm für den moraltheologischen Unterricht an den österreichischen Ordensschulen und Universitäten zwischen 1774 und 1782 als protestantische Theorie. Bei dem Programm handle es sich um ein staatlich oktroyiertes Konzept, das in Anlehnung an die Naturrechtsinterpretation des Wiener Juristen Karl Anton von Martini (+1800) entstanden sei und „ein zeitgemäßes Menschen- und Weltbild sowie ein neues Selbstverständnis der Sittenlehre und ihrer Aufgaben in der Gesellschaft“ vertrete.

Bemerkenswert ist allerdings, dass Bruch das Reformprogramm Rautenstrauchs, das nicht zuletzt aufgrund seiner staats- und kulturpolitischen Intentionen zu den wirkmächtigsten Konzeptionen der neuzeitlichen Pflichtenkreislehre gehört, nicht konsequent unter die Lupe nimmt. Bruch begnügt sich mit den verstreuten Angaben der moralgeschichtlichen Untersuchung von František Kopecký, der sich vornehmlich auf Rautenstrauchs Entwürfe der 1770er Jahre beruft, die die Ersetzung des Dekalogs durch die neuzeitliche Pflichtenkreislehre gemäß dem Entwurf zum theologischen Reformprogramm nicht korrekt wiedergibt. So entgeht Bruch, dass Rautenstrauch in der Fassung von 1782 den Dekalog als „vollständiges Gesetzbuch der Christen“ ablehnt und eben durch die Pflichtenkreislehre ersetzt. Bruch hätte diesen Sachverhalt, so ist anzunehmen, wohl erwähnt, wenn die Quellenlage für ihn transparenter gewesen wäre. Allerdings hätte die Kenntnis des Anhangs des Rautenstrauchschen Entwurfs von 1782, des § 8 des *Ordo theologiae moralis/III. De officiis christianis in specie*, seiner dogmatisch-kanonistisch modifizierten Moraltheologie die theologische Grundlage entzogen.

## Die Zehn Gebote und das Vernunftrecht

Bemerkenswert ist, dass es neben dem Kanonisten Rautenstrauch einen nicht weniger bedeutenden katholischen Aufklärer

gibt, den französischen Hofprediger Pierre Charron (+1603). Er hat, beeinflusst von Michel de Montaigne, bereits ein viertel Jahrhundert vor Hugo Grotius die Pflichtenkreislehre vertreten, wobei er selbstverständlich vom sittlich-religiösen Selbststand, modern gesprochen von der *Verantwortlichkeit der Person*, ausgeht. Sein Konzept soll zunächst vorgestellt werden.

Bemerkenswert ist, dass mit dem französischen Hofprediger und Jurist Pierre Charron schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein katholischer Theologe die Differenzierung zwischen moralischen und Rechtspflichten postuliert und damit wegweisende Schritte zur neuzeitlichen Pflichtethik vorgenommen hat. In seinem Hauptwerk *De la sagesse* (1601)<sup>9</sup> charakterisiert er den Menschen als moralisches Subjekt, das sich sein Handeln und die Handlungsfolgen selbst zuschreiben müsse. Statt der Gebotsethik verweist er auf die *Tugendethik* und entwickelt von ihr her die Entscheidungskriterien menschlichen Handelns. Vernunft und Tugend, näherhin die Epikie (Billigkeit), bezeichnet er als „Seele des Gesetzes“.

Die Zehn Gebote versteht er nicht als absolut bindende Handlungsanweisungen. Vielmehr behandelt er den Dekalog wie andere allgemeine Gesetzeswerke, die der Gewissensverantwortung des Einzelnen unterliegen und für die der Mensch einmal „vor Gericht“ Rechenschaft ablegen müsse.<sup>10</sup> Mit seiner philosophischen Moralbegründung vertritt Charron praktisch das Postulat der Gottunmittelbarkeit des Menschen, womit die herkömmliche Funktion des geistlichen Amtes als kirchlich-sakramentale Vermittlungsinstanz weise in den Hintergrund gerückt wird. Charron preist „jenes natürliche Licht“, das als „Glanz und Fortsatz des ewigen und göttlichen Gesetzes“ zu sehen sei. Programmatisch postuliert er in der Erstausgabe von *De la Sagesse* (1601) die Trennung von Religion und Moral:

„Ich will, dass man sittlich sei, weil Natur und Vernunft (d.h. Gott) es fordern, die allgemeine Ordnung und Einrichtung der

<sup>9</sup> P. Charron, *Die wahre Weisheit oder Sittenlehre des Weltbürgers*, 2. Bde., München 1779.

<sup>10</sup> Zur Interpretation des Dekalogs bezüglich der Frage: unbedingte Pflichterfüllung oder kasusoffene Interpretation der Gebote vgl. im Handbuch W. Korff, Art. 1.2.

Welt, von der das Individuum nur ein Bruchteil ist, es verlangen und man sich nicht anders verhalten kann, ohne gegen das eigene Sein, die eigene Wohlfahrt und Bestimmung zu verstoßen; ich will, dass man sittlich sei, werde daraus, was wolle. Ich will auch Frömmigkeit und Religion, aber nicht um die Sittlichkeit im Menschen hervorzubringen, die mit und in ihm geboren und von der Natur in ihn gepflanzt wird, sondern um ihr Vollendung und Krönung zu verleihen. Sittlichkeit ist das erste, Religion erst das zweite; denn sie ist etwas Angelerntes, vom Hörensagen an uns Kommandes, durch Offenbarung und Unterricht Angeeignetes und kann daher jene nicht hervorbringen. Vielmehr sollte die Religion eine Frucht der Sittlichkeit sein; denn diese ist das erste, dabei älter und natürlicher; und es heißt alle Ordnung umkehren, wenn man die Sittlichkeit der Religion folgen lässt und dienstbar macht.“<sup>11</sup>

Das Ethikkonzept Charrons, das wohl auch von seinen Erfahrungen als Geistlicher am Hof von Königin Margarete von Valois geprägt ist, die als Katholikin mit dem hugenottischen König Heinrich IV. von Navarra verheiratet war, fand Anerkennung und Ablehnung zugleich. Es wurde kirchlich indiziert, zugleich aber fand es im hohen Klerus auch Fürsprecher und Verteidiger.<sup>12</sup> Jedenfalls wurde im Katholizismus mit Charrons Werk ein innerkirchlicher Kontrapunkt gesetzt, welches der kirchlichen Morallehre, wie sie im 17. und 18. Jahrhundert vor allem von den Jesuiten vertreten wurde,<sup>13</sup> diametral entgegengesetzt war. Der französische Abbé plädierte für die Anerkennung eines autonomen Subjekts, das in moralischen Angelegenheiten nicht unbedingt der kirchlich-moralischen Vermittlung bedurfte. Vielen galt daher sein Hauptwerk *De la sagesse* als „protestantisches“ Werk, unvereinbar mit den Positionen eines integralen Katholizismus.

<sup>11</sup> Zit. nach F. Jodl, Geschichte der Ethik, Bd. 1, Stuttgart 1930, 189.

<sup>12</sup> G. Abel, Stoizismus und Frühe Neuzeit Berlin 1978, 153–227; vgl. Chr. Strohm, Calvinismus und Recht, Tübingen 2008.

<sup>13</sup> Vgl. im Handbuch R. Schüssler, Art. 1.10.

## Theologische Studienreform zur Förderung religiöser und moralischer Toleranz

Das Reformprogramm für das Theologiestudium an den Universitäten der kaiserlich königlichen Erblande, das rund 170 Jahre später der Benediktinerabt Franz Stephan Rautenstrauch (1734–1785) im Auftrag des Habsburger Kaiserhauses und der österreichischen Kultusverwaltung 1774–1785 durchführte, wurde bereits angesprochen. Ähnlich wie Charron in seinem Buch *Über die Weisheit* (1601) geht auch Rautenstrauch in seinem 1782 veröffentlichten *Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen* vom moralischen Subjekt als dem eigentlichen Adressaten der Vorlesungen und Lehrbücher des Theologieunterrichts aus. Durch die reformierte Lehre und Lehrmethode sollen die Alumnus zum Selbststudium angeregt und zu geistlicher und moralisch-ethischer Selbstständigkeit im Hinblick auf ihre späteren Tätigkeiten als Seelsorger und Religionslehrer hingeführt werden. Dazu sei aber die herkömmliche scholastische Morallehre mit ihrer verwickelten Bußlehre nicht geeignet, die mehr einem Lasterkatalog als einer moraltheologischen Anleitung gleiche. Die Moral- und Bußlehre sei daher aus den dogmatischen und kasuistischen Verstrickungen herauszulösen und als eigenständige theologisch-ethische Disziplin zu etablieren.

Entsprechend differenziert Rautenstrauch zwischen den jeweiligen Zuständigkeiten theologisch-offenbarungsmäßiger Gesetze und philosophisch-vernunftgeleiteter Normen. Das wichtigste ethisch-moralische Motiv ist für den Moralisten neutestamentlich fundiert. Es ist die „Liebe gegen Gott“, welche der Mensch zur Leitidee bzw. zum „Direktionsbegriff“ seines eigenen Handelns machen müsse.<sup>14</sup> Statt sich an den hohlen Formeln des Beichtspiegels zu orientieren und sich „unfruchtbare Metaphysikationen mühsam einzuprägen“, sollten als Grundlagen christlicher Morallehre künftig vermehrt gesunder Menschenverstand sowie an den Wissenschaften und an

<sup>14</sup> F. Rautenstrauch, Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen in den k.k. Erblanden, Wien 1782, 21784, 88–90; 172–175.

der praktischen Erfahrung orientierte Leitideen dienen.

Für Rautenstrauch können christlicher Glaube und Offenbarungsnormen nicht mehr als allgemeine Gesetze oder Gebote, wohl aber als religiöse Motive und Leitideen fungieren. Statt der am Dekalog orientierten Normkategorien und Handlungsfelder soll gemäß dem *Ordo theologiae moralis* künftig die Pflichtenkreislehre mit ihrer Einteilung der Pflichten gegen Gott, sich selbst und den Mitmenschen als Grundlage dienen. Die Pflichtenkreistrias, die detailliert entfaltet wird, führt mit der strukturierten Auflistung der standesethischen Tugenden bereits zu den bereicherspezifischen Ethiken.

Die Rautenstrauchschen Reformen, die in den österreichischen Erblanden eingeführt wurden, zu denen auch Freiburg im Breisgau zählte, wurden zwar nach relativ kurzer Zeit durch andere Leitlinien abgelöst. Doch zeigte das Programm des Benediktiners mittel- und langfristig nicht zu unterschätzende Wirkungen, insofern seine Vorschläge für einen zeitgemäßeren moraltheologischen Unterricht über Österreich hinaus auch an den deutschsprachigen theologischen Fakultäten Eingang fanden. Im Übrigen wirkte das theologische Reformprogramm auch darauf hin, neben der Moraltheologie auch die Pastoraltheologie jeweils als selbständige Disziplinen aus den Engführungen der Dogmatik und Kanonistik herauszulösen. Kritiker des Kanonisten Rautenstrauch, darunter vor allem Männer des hohen österreichischen Klerus, sahen in Rautenstrauchs Reformprogramm ein Oktroy des österreichischen Kaiserhauses, das im Übrigen an protestantischen, jansenistischen und febronianischen Ideen orientiert sei.

Die Interventionen des Wiener Erzbischofs, Kardinal Christian Anton Graf Migazzi, blieben ebenso erfolglos wie die Bemühungen Papst Pius' VI., der im Frühjahr 1782 eigens nach Wien reiste, um Kaiser Joseph II. von seinen religionspolitischen Reformprogrammen, darunter auch die Erweiterung der Religionsfreiheit durch Toleranzpatente, abzubringen.<sup>15</sup>

<sup>15</sup> Vgl. B. F. Menzel, Abt Franz Stephan Rautenstrauch von Břevnov-Braunau, Königstein/Ts. 1969, 20 ff.

## Das Ende der „theologischen Hungerperiode“<sup>16</sup>

Gerhard Hammerstein<sup>17</sup> sieht sich im Jahre 1950 in seiner Dissertation vor der Aufgabe, seine künftige juristische Tätigkeit im politischen Gemeinwesen der Bundesrepublik Deutschland mit den Leitideen der neuscholastischen Naturrechtslehre in Einklang zu bringen. Als Katholik, der die theologischen und sittlichen Normen der christlichen Staats- und Soziallehre bestens kennt, bemerkt er den beachtlichen Dissens zwischen der humanistisch-philosophischen Rechtsphilosophie und der christlichen Naturrechtslehre, die aufgrund ihrer theologischen Modifizierungen dem moralischen Subjekt beträchtliche Hindernisse entgegenstellt.

Im Vordringen des Aufklärungsgeistes und dem Bruch mit der mittelalterlichen Tradition sieht Hammerstein die entscheidenden Ebnungen für die neuzeitliche Pflichtentheorie. Den Beginn dieser Entwicklung im deutschsprachigen Raum sieht er in den theresianisch-josephinischen Reformen gemäß den von Abt Franz Stephan Rautenstrauch 1782 verantworteten neuen moraltheologischen Studienplänen. Als Hauptgrund für die „auffallende Schwäche der katholischen Apologetik“ und ihrer kritischen Haltung zur Aufklärung sieht Hammerstein in der vom Konzil von Trient (1545-1563) zum Dogma erhobenen Schwächung der menschlichen Natur durch die Erbsünde und der „transzendenten, mechanisierten Gnadenwirkung“.

Dem supranaturalen Gnadenbereich stellt Hammerstein „die aufgeklärte Vernunft“ gegenüber, die in der menschlichen Natur angesiedelt sei. Immerhin gestehe die Theo-

<sup>16</sup> Vgl. A. Auer (OSB), Theologisches Denken als Deutung der Zeit, Salzburg 1946, 36, 124 f., verweist auf die reichhaltige christlich-abendländische Geistesgeschichte und betont: „Gott ist kein Es, d. h. unser Leben ist keine Angelegenheit theoretisch-dürre Formeln, sondern will persönlich zu Gott stehen.“

<sup>17</sup> G. Hammerstein, Die Entwicklung des Naturrechtsgedankens in der katholischen Rechtsphilosophie des 19. Jahrhunderts, Diss. jur. Freiburg 1950; vgl. auch F.-X. Kaufmann, Wissenssoziologische Überlegungen zu Renaissance und Niedergang des katholischen Naturrechtsdenkens im 19. und 20. Jahrhundert, in: F. Böckle/E.-W. Böckenförde (Hg.), Naturrecht in der Kritik, Mainz 1973, 126 ff.

logie „dem Dogma die natürliche Erkenntnisfähigkeit zu. „Die aufgeklärte Vernunft“ und das „lumen naturale“, so beschließt Hammerstein dieses Kapitel, berührten sich in der Tiefe an einem Punkt, und von diesem her „brach dann auch der Aufklärungsgeist in den theologischen Raum ein, geschickt an dieser Stelle seine Chance nutzend.“<sup>18</sup>

Angesichts des konziliaren Prozesses der katholischen Kirche in den 1960er Jahren und der Inkorporierung der Menschenrechte in die kirchliche Soziallehre kann der Sozialethiker Oswald von Nell-Breuning auf den gegenüber der pianischen Epoche (1903–1958) wesentlich erweiterten Verantwortungsbereich des Menschen durch die Enzyklika *Pacem in terris* Johannes XXIII. (1963) verweisen. In seinem Kommentar zu diesem Dokument hebt Nell-Breuning hervor, dass es ein Fortschritt sei, dass die Enzyklika wohl die *Würde der Person* vom Gesichtspunkt der „Offenbarungswahrheiten“ her betrachte, zugleich jedoch die *Personalität* des Menschen damit begründe, dass dieser „seiner Natur nach mit Vernunft und freier Selbstbestimmung ausgestattet“ sei. Mit ihrem Verweis auf die Höherrangigkeit der Offenbarungswahrheiten stuft die Enzyklika nicht die menschliche Erkenntnisfähigkeit herab. Denn *Pacem in terris* wiederhole nicht mehr deren Abhängigkeit von der Theologie, so dass der menschlichen Vernunftnatur vom katholischen Lehramt ein angemessener Status zugebilligt werde.

Gleichwohl bedauert es Nell-Breuning, dass es bisher keine kirchliche Aussage zur Erkenntnis und Anerkennung der transzendenten Dimension der menschlichen Vernunft gebe, wonach das Zusammenleben „der Menschen in Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe und Freiheit“ aus der „Natur des Menschen“ abgelesen werden könne. Mit ironischem Unterton fügt der Jesuit hinzu: Es müsse, „so lange das kirchliche Lehramt nicht gesprochen hat, (...) jedem freistehen, nach seiner eigenen besten Einsicht sich eine Meinung darüber zu bilden oder

die Frage offen zu lassen, *ohne* deswegen verketzert zu werden“.<sup>19</sup>

## Resümee

Im vorstehenden Beitrag wurden vor allem zwei Richtungen der neuzeitlichen Gliederungssystematik angewandter Ethik vorgestellt. Die Pflichtenkreislehre mit der triadischen Zuordnung der Pflichten des Menschen gegen Gott, sich selbst und den Mitmenschen sowie die offenbarungsbedingte Gebotsethik, beruhend auf dem Dekalog, welche durch jene abgelöst wurde. Vom philosophischen Standpunkt aus können religiös orientierte heteronome sittliche Ansprüche nicht „vor dem Forum der Vernunft“ bestehen.<sup>20</sup> Für die politischen Denker der frühen Neuzeit sollte daher die philosophische Ethik, näherhin die stoisch beeinflusste klassische Tugendlehre, das maßgebliche Leitbild sein, wenngleich nicht unbedingt als Gliederungssystem, so doch als ethische Reflexionsgrundlage hinsichtlich der konkreten Verantwortung des Menschen.

Hintergrund dieser Neuorientierung sind die Herausforderungen der Reformationen und der mit ihnen einhergehenden religiösen, gesellschaftlichen und politischen Konflikte, insbesondere der Religionskriege. Die moralischen Grundlagen bedurften eines neuen Konsenses des auf anthropologisch-ethischen und politisch-rechtlichen Grundlagen sich neu konstituierenden politischen Gemeinwesens. Nachdem die kontroversen Glaubens- und Morallehren der Kirchen mit ursächlich für die religiösen und politischen Konflikte waren, konnten Gebotsethik (Dekalog) sowie offenbarungsabhängige Normen nicht mehr Grundlagen der Moral des religiös-weltanschaulich pluralistischen Gemeinwesens und des staatlichen Rechts sein. Als dessen Wertebasis diente mehr und mehr die humanistisch-philosophisch-stoische Ethik, auf der schließlich die modernen Menschenrechte und ihr Pendant, die aus der neuzeitlichen Pflichtentheorie hervorgegangene Verantwortungsethik, beruhen.

<sup>18</sup> G. Hammerstein, *Katholische Rechtsphilosophie*, 17 f.

<sup>19</sup> O. von Nell-Breuning, *Soziallehre der Kirche. Erläuterungen der lehramtlichen Dokumente*, Wien 1983, 103 f.

<sup>20</sup> Vgl. K.-H. Ohlig, *Religion in der Geschichte der Menschheit*, Darmstadt 2002, 235.

Bei aller Konfrontation von Religion und Politik, philosophischer und theologischer Ethik wird man nicht einfach sagen können, dass das moderne säkulare Gemeinwesen durch Beiseitestellen christlicher Morallehre, wohl aber in lebendiger Auseinandersetzung mit dem Christentum und in Umsetzung auch christlicher Gedanken erfolgt ist.<sup>21</sup> Dabei hat sich gezeigt, dass der Protestantismus nicht zuletzt auf Grund des Paradigmas des Menschen als religiösem und moralischem Subjekt sich leichter tat als der Katholizismus in der Akzeptanz des säkularen Gemeinwesens und der Entwicklung der Verantwortungsethik, die aus der neuzeitlichen Pflichtenkreistheorie hervorgegangen ist.

Anhand der Darstellungen von Pierre Charron und Franz Stephan Rautenstrauch konnte gezeigt werden, dass es seit der frühen Neuzeit auch katholischerseits anthropologisch-philosophische Ansätze gibt, die vom Selbststand der Person ausgehen und mit der Wertschätzung der neuzeitlichen Pflichtenkreislehre eine praktische Ethik kreieren, die in der weiteren politisch-rechtlichen und kulturellen Entwicklung zu einer Verantwortungsethik mutiert.

*Teil 3 der Edition, dem die vorstehenden Auszüge meines Beitrags zum Handbuch entstammen, wird von Wilhelm Korff und Roland Kany mit den Artikeln zur Verantwortungsethik bzw. zur Frage nach dem Ursprung der Begriffe Individual- und Sozialethik beschlossen. Beide Autoren führen damit zum vierten Teil Bereichsethiken über, wobei Ludger Honnefelder, sieht man vom Resümee Wilhelm Korffs (5 Teil) ab, mit seinem Artikel Zur Frage nach übergreifenden Gliederungssystemen im modernen Ethikdiskurs: „Applied Ethics“ – „Angewandte Ethik“ – Bereichsethiken“ – „Verantwortung“ das eigentliche Projekt Gliederungssysteme angewandter Ethik abschließt. Die übrigen Beiträge im 4. Teil sind lesenswerte Artikel zu weiterführenden Fragen wie der Neuartigkeit bereichsethischer Handlungsfelder und Überlegungen zu übergreifenden Gliederungssystemen im gegenwärtigen Ethikdiskurs.<sup>22</sup>*

<sup>21</sup> Vgl. E.-W. Böckenförde, Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation, in: Der säkularisierte Staat, München 2007, 43-72.

<sup>22</sup> Zu nennen sind die Beiträge von Markus Vogt (Bereichsethische Gliederungen im Pluralismus; Theo-

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## **Papst Franziskus in Berliner Straßen**

In der ersten Adventswoche bin ich Papst Franziskus begegnet. Und zwar mitten in Berlin. Und dies gleich mehrfach: Im belebten Geschäftsviertel am Zoo, auf Weihnachtsmärkten, vor den Hackeschen Höfen. In weißer Soutane, mit schlichtem Brustkreuz und einem fröhlich lachenden Gesicht erblickte ich ihn auf der Titelseite des „Straßenfegers“, der Berliner Obdachlosenzeitung; angeboten von obdachlosen Straßenverkäufern. Eine Begegnung ganz im Sinne seines Apostolischen Schreibens „Evangelii Gaudium“: „Mir ist eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist.“ (49)

Dass die Berliner den Papst in ihrer weitgehend religionslosen Stadt auf diese Weise zu Gesicht bekamen, verdanken sie einem Interview, das Papst Franziskus am 27. Oktober 2015 einem Straßenverkäufer des niederländischen „Straatnieuws“ gewährt hatte. Über das Internationale Netzwerk der Straßenzeitungen hatte die Redaktion das Interview kostenlos zur Verfügung gestellt. So konnte es in Berlin sowie in über 100 weiteren Städten erscheinen.

Das Gespräch fand im Domus Sanctae Marthae statt, dem Wohnsitz des Papstes. Er hatte sich, wie er im Interview wissen ließ, zwei Tage nach seiner Wahl für dieses Domizil entschieden, nachdem er das ihm zugedachte Appartement im Apostolischen Palast in Augenschein genommen hatte. „Es erschien mir ein bisschen wie ein um-

logische und philosophische Ethik und die Gliederung normativer Reflexion), Jochen Ostheimer (Formen und Orte angewandter Ethik heute) und Hans-Joachim Höhn (Strukturelemente bereichsethischer Gliederungsmodelle).

gekehrter Trichter; obwohl es so groß war, gab es nur eine kleine Tür. Das bedeutete Isolation.“

Geführt wurde das Gespräch von einem Straßenverkäufer, einem ehemaligen Obdachlosen. Der interessierte sich als erstes für den jungen Jorge Mario Bergoglio, für die Familie, in der er aufwuchs, für seine Fußballbegeisterung und seinen ersten Kontakt mit der Armut. Die Familie war weder arm noch reich. Der Lohn des Vaters, der als Buchhalter in einer Fabrik arbeitete, reichte knapp vom ersten bis zum letzten Tag eines Monats. Ja, als Kind habe er Fußball gespielt, wie alle anderen Jungs, aber er sei ein „pata dura“ gewesen, einer mit zwei linken Füßen, und daher habe er für gewöhnlich das Tor gehütet. Seine kindliche Begegnung mit der Armut habe bis heute nachgewirkt. Die Not einer Italienerin, die der Mutter bei der Wäsche half, habe ihn tief bewegt. Mit ihr habe er Kontakt gehalten bis sie mit 93 Jahren verstarb. Eine Medaille des Heiligsten Herzens Jesu, die ihm diese Frau geschenkt habe, trage er stets bei sich. Mit einiger Mühe holt er sie unter der Soutane hervor und zeigt sie dem Interviewer – als Erinnerungszeichen an jene arme Frau sowie „an all die anderen, die leiden.“

Den Kern der Gespräche bildeten denn auch die Armut und das kirchliche Engagement für die Armen. In diesem Zusammenhang sprach der Papst von zwei Versuchen. Die erste bestehe darin, dass „ein Gläubiger über Armut oder Obdachlosigkeit redet, selbst aber ein Leben in Luxus führt.“ Als zweite Versuchung benennt der Papst, wohl auch auf dem Hintergrund vaticanischer Erfahrungen, die Korruption, durch die nur ein Teil der Hilfe bei den Armen ankomme. Um dies zu verhindern, müsse im Kampf gegen die Armut das Finanzgebaren „klar und durchschaubar“ sein. Was ihn selbst betreffe, habe er Anweisung gegeben, „die Geschenke und andere Dinge, die mir gegeben werden, zu verkaufen.“ Der Erlös gehe dann an den für die Verteilung an die Armen zuständigen Erzbischof.

Am Ende des Gesprächs wurde Papst Franziskus vom Interviewer „auf eine Pizza“ eingeladen. Doch dieser Einladung könne er nicht nachkommen. Denn zeige er sich auf dem Petersplatz, dann würde er so-

gleich von vielen Menschen umringt und am Weitergehen gehindert. Dafür hatte der Papst – neben dem obligatorischen Rosenkranz – für seinen Gesprächspartner und das ihn begleitende Team die Abschlussbotschaft der drei spanischen Ts parat: trabajo (Arbeit), techo (Dach) und tierra (Land). „Ich bitte die Obdachlosen Hollands, weiter für die drei Ts zu kämpfen.“

Paul Glotter

## **Mit vielen offenen Fragen ins Neue Jahr**

Unbeantwortete Fragen einfach liegenzulassen und zu meinen, sie würden sich irgendwann schon von selbst erledigen, ist eigentlich noch nie unsere Art gewesen. Dafür ist unsere Neugierde als Journalisten und Wissenschaftler zu groß. Dafür ist uns viel zu sehr daran gelegen, dass in unserer Kirche immer und überall mit offenen Karten gespielt wird.

Ganz oben auf meiner Liste unbeantworteter Fragen, die ich ins Neue Jahr mitherüber genommen habe, steht noch immer die Frage nach den Absichten Papst Benedikts XVI., als er 2012 den damaligen Bischof von Regensburg, Gerhard Ludwig Müller, an die Spitze der Glaubensbehörde in Rom berief – einen Mann also, der vor Gericht der Lüge überführt worden war und der es mit der Wahrheit eigentlich noch nie sehr genau genommen hat? Gibt es einen wichtigen Grund für die Annahmen, dass Müller im Gegensatz zu den wegen ihrer Lügengeschichten amtsenthobenen Bischöfe Mixa (Augsburg) und Tebartz-van Elst (Limburg) für die universale „Pflege der Wahrheit“ besonders geeignet ist? Als Müller in einem langen Interview in der Ausgabe der ZEIT vom 30.12.2015 („Die Kirche ist kein Philosophenclub“) nochmal wegen der 20.000 Euro angesprochen wurde, welche Finanzprüfer des Vatikans („zwischengelagert“) hinter einer Würstchendose im Schreibtisch des Verwaltungschefs der Glaubensbehörde, Mauro

Ugolini (61), gefunden hatten, stritt er einmal mehr den Fund ab und sagte irritiert, dass er Besseres zu tun habe als sich mit den „Finanzen des Vatikans“ zu beschäftigen. Sinnigerweise hatte Müller zuvor noch verraten, dass sich sein Mitarbeiter Ugolini mit dem „anglophonen System“ halt noch nie habe anfreunden können, wo man nämlich Bargeld und Schecks fein säuberlich auf den Konten der jeweiligen vatikanischen Einrichtung verbucht bzw. von dort je nach Bedarf wieder abbucht. Statt uns um Verständnis für die vielen „Ugolinis“ der Kurie zu bitten, die es für völlig normal halten, Geldsummen in unterschiedlicher Höhe „einfach so herumliegen zu lassen“, sollte sich Kardinal Müller vielleicht doch fragen lassen, ob seine Behörde (zuständig für die Verteidigung der guten Sitten ganz generell) nicht nur gegen „abartigen Sex“, sondern gelegentlich halt auch gegen „finanziellen Schweinskram“ laut protestieren müsste?!

Ja, und statt sich immer wieder an „Treibjagden“ gegen Reformgruppen zu beteiligen und sie als „Wölfe im Schafspelz“ zu diffamieren, sollte sich der Chef der Glaubensbehörde doch einfach mal das im vorigen Jahr erschienene Buch von Gianluigi Nuzzi „Alles muss ans Licht“ vornehmen und überlegen, ob inzwischen nicht doch der Zeitpunkt gekommen ist, die dort des „verbrecherischen Umgangs mit Kirchenvermögen“ überführten Monsignoris ohne Umschweife als „Kirchenfeinde der Sonderklasse“ zu verurteilen?

Es will nicht in unsere Köpfe (das sei hier nur nebenbei erwähnt), dass eine Behörde, die seit Jahrhunderten eine ganze Armada von Schnüfflern unterhält und sich geheimdienstlich auf allerhöchstem Niveau bewegt, absolut nichts davon gewusst haben will, dass Hunderte von vatikan-eigenen Wohnungen zu lächerlichen „Freundschaftspreisen“ vermietet werden, und ein 100-Quadratmeter-Appartment in bester Lage zum Beispiel nur 27 Euro pro Jahr kostet!! Etwa einfach nur deshalb, weil sich der Mieter über die Jahre hinweg besonders große „Verdienste“ um die Kirche erworben hat?

Wenn wir bei kirchlichen Gerichtsverhandlungen Akteneinsicht und bei kirchlichen Geld- und Vermögensgeschäften eine rigorose Kontrolle verlangen, möchten wir damit unter anderem dem ewigen Verdacht

entgegenwirken, dass es dort sowieso nie mit rechten Dingen zugeht und vermutlich gerade mal wieder Bestechungsgelder verteilt werden.

Wäre es darum u.a. nicht folgerichtig, dass Kardinal Müller uns den Jahreshaushalt der Glaubensbehörde vorlegt, und wir endlich Punkt für Punkt erfahren, wie hoch die Personalkosten, wie hoch die normalen Verwaltungskosten, wie hoch die Kosten für „operative Einsätze“ sind und was es jeweils kostet, die 23 Mitglieder der Kongregation samt der Berater zu einer der regelmäßigen Sitzungen nach Rom einzuberufen?

Dass bei der Glaubenskongregation noch nie gekleckert wurde, ist ja hinlänglich bekannt. Wenn man erst mal einen großkalibrigen Theologen wie damals in den 1970er Jahren Hans Küng im Visier hat und selbigen „kaltstellen“ möchte, dann lässt man sich so eine „Generalmobilmachung“ schon mal ordentlich was kosten - nach meiner bescheidenen Schätzung waren es damals ein paar Millionen im zweistelligen Bereich. Selbstverständlich würden wir gerne wissen, wieviel Geld im Einzelnen für das „Verfahren“ gegen Küng, für die „Prozesse“ gegen andere Spitzentheologen oder auch für die über drei Jahre dauernde „Kampagne“ gegen den Dachverband der amerikanischen Nonnen (LCWR) hingeblättert werden musste bzw. wieder mal „sinnlos zum Fenster rausgeworfen“ wurde?

Es ist uns natürlich im Herbst 2015 nicht entgangen, dass sich Gerhard Ludwig Müller - vor allem wenn er das mit einem „Heimspiel“ verbinden kann - für „Gesinnungsfreunde“ auch schon mal ganz besonders ins Zeug legt. So war es sicherlich seiner Initiative zu verdanken, dass der aus Guinea/Westafrika stammende Kurienkardinal Robert Sarah (Mitglied der Missionsgesellschaft der Spiritaner und derzeit Chef der Kongregation für „Gottesdienst und Sakramentenordnung“) am 1. September vorigen Jahres die deutsche Ausgabe seines Interview-Buches „Gott oder Nichts“ auf Schloss St. Emmeram, Residenz von Fürstin Gloria von Thurn und Taxis, vorstellen durfte. Alles, was in der kirchlichen und weltlichen „Upper Class“ Rang und Namen hat und im ultrakonservativen Spektrum der Kirche beheimatet ist, war zu dem Gala-Event geladen. Der Autor wurde für sein „mutiges Werk“ in den höchsten

Tönen gelobt. Er versprach, dass sich Afrikas Kirche „jeder Rebellion gegen das katholische Lehramt widersetzen“ werde.

Weil von Kardinal Müller weder vor noch nach dem Dinner im Spiegelsaal des Regensburger Schlosses irgendein kritischer Einwand gegen Thesen des Sarah-Buches zu hören war, müssen wir hier zwangsläufig fragen, ob der Präfekt der Glaubenskongregation – genauso wie Robert Sarah – es für rechtens hält, Homosexuelle und IS-Terroristen in einen Sack zu stecken und die einen genauso wie die anderen zu einer „Gefahr für die Menschheit“ zu erklären? Hat sich Müller damit nicht bereits der „Volksverhetzung“ schuldig gemacht?

Voller Widersprüchlichkeiten steckt nicht nur das Buch „Gott oder Nichts“, sondern auch die erschreckend willfährige Art, mit der sich Kardinal Robert Sarah seit Monaten von Müller „instrumentalisieren“ lässt – gegen den angeblichen „deutschen Führungsanspruch in der Weltkirche“ oder auch gegen den „intellektuellen Zynismus des Westens“. Mal ehrlich, Herr Kardinal, ist es nicht doch reichlich abwegig, ihren deutschen Kollegen im Bischofsamt „neokoloniale Attitüde“ zu unterstellen, wenn sie wiederverheiratete Geschiedene zur Kommunion zulassen wollen und dies als eine verbindliche Regel in allen Ortskirchen empfehlen? Wäre solches Vorgehen wirklich eine „Beleidigung Christi“, der sich ja bekanntlich häufig mit Sündern an einen Tisch setzte und ihnen sagte „Heute Abend möchte ich bei dir zu Gast sein“?

Untersuchungen, von denen sicherlich einige auch in den Safes der Glaubensbehörde (und nicht einfach so hinter Würstchendosen!) liegen, haben bewiesen, dass Homosexualität keine „aus dem Westen importierte Krankheit“ ist, wie kirchliche und politische Scharfmacher südlich der Sahara immer wieder behaupten, sondern eine sexuelle Orientierung, die es auch in Afrika seit eh und je gibt. Hat Kardinal Robert Sarah schon einmal in Erwägung gezogen, gegen den Pflichtzölibat in der Kirche anzukämpfen, welcher ein klassischer „Kolonial-Import“ ist und afrikanischer Kultur und afrikanischem Wesen diametral entgegensteht?

Stört es den Würdenträger aus Guinea nicht, dass 95 Prozent aller afrikanischen Priester, Bischöfe und Kardinäle nicht in der Lage sind, zölibatär zu leben (Fürstin

Gloria von Thurn und Taxis: „Der Schwarze schnackselt halt gern!“) und dies als eine andauernde Demütigung in einer von Europäern dominierten Kirche empfinden? Hat Robert Sarah darüber oder meinetwegen auch über die ungewöhnlich hohe Zahl von Genitalverstümmelungen bei Frauen in seiner westafrikanischen Heimat schon mal ernsthaft mit Gerhard Ludwig Müller gesprochen?

Letztes Jahr hätte auch Stefan Oster, der Bischof von Passau, allen Grund gehabt, mit dem Chef der Glaubensbehörde über Sinn und Unsinn des Pflichtzölibats zu sprechen: einer der Diözesanpriester hatte sich selbst getötet, weil er meinte, wegen eines „virtuellen Doppellebens“ schwere Schuld auf sich geladen zu haben. In einem Abschiedsbrief hatte der beliebte Seelsorger um Veröffentlichung der Gründe für seinen Suizid gebeten. Obwohl Bischof Oster nach unserer Auffassung weder das Recht noch die Pflicht hatte, dem „letzten Wunsch“ des ganz offensichtlich psychisch kranken Mannes zu entsprechen, sagte er auf der Beerdigung von Pfarrer J. S., dass dieser im Internet immer wieder pornografische Bilder und Filme gesucht habe, die seinem „priesterlichen Gelübde der Keuschheit“ deutlich widersprochen hätten. Und dann wörtlich: „Wir dürfen hoffen, dass (unser Freund) vom barmherzigen Gott in sein Reich geholt wird.“ Warum hat Stefan Oster am Grab von Pfarrer J. S. nicht die naheliegende Frage gestellt, ob es künftig nicht einfach selbstverständlich sein sollte, dass sich ein Priester, der mit der zölibatären Lebensweise nicht mehr klar kommt, „im Guten“ verabschiedet, ohne deswegen ein schlechtes Gewissen haben zu müssen?

Da Stefan Oster, der junge und meist sehr forsch auftretende Bischof von Passau, Mitglied des Salesianer-Ordens ist, hat er im Gegensatz zu den Diözesanpriestern seines Bistums neben dem Gelübde der Keuschheit auch das Gelübde der Armut abgelegt und für sich selbst konsequenterweise einen sehr einfachen Lebensstil gewählt.

Andere „Schwergewichte“ aus seiner Ordensgemeinschaft scheinen derweil mit der Armut nicht viel am Hut zu haben. Der Italiener Tarcisio Bertone, vatikanischer Staatssekretär unter Benedikt XVI., gehört zu dieser berüchtigten Gruppe. Statt sich nach seinem Ausscheiden aus dem Amt be-scheiden in ein Salesianer-Kloster zurück-

zuziehen, ließ er im vatikan-eigenen Palazzo San Carlo ein knapp 320 Quadratmeter großes Apartment als „Alterswohnsitz“ umbauen und renovieren – für runde 300.000 Euro. Dass ein Teil der Kosten ausgerechnet von der Stiftung der vatikanischen Kinderklinik „Bambino Gesù“ vorge-streckt wurde, will der in seiner „aktiven Zeit“ mit allen Wassern gewaschene Bertone nicht gewusst haben. Um den „moralischen Schaden“, den die Kinderklinik genommen hätte (nur die Kinderklinik?), ein wenig auszugleichen, spendete der „arme Salesianer“ der Klinik 150.000 Euro. Kann uns Stefan Oster sagen, aus welcher Kasse dieses Geld stammt? Hatte sein Mitbruder Bertone wirklich soviel Geld auf der hohen Kante? Oder mussten die Salesianer einspringen und Spendengelder für den Kurien-Bigshot „zweckentfremden“? Hat der Bischof von Passau vor laufenden TV-Kameras oder auf facebook irgendwann in den letzten Wochen erklärt, dass er den Umgang seines Mitbruders mit dem „Gelübde der Armut“ für skandalös hält und sich darum in aller Öffentlichkeit entschuldigen möchte?

Gerade weil es eigentlich doch sehr einfach wäre, sein „tiefes Bedauern“ wegen eines offensichtlichen Fehlverhaltens auszusprechen, fragen wir uns immer und immer wieder, warum es vor allem hohen kirchlichen Würdenträgern so schwer fällt, gelegentlich mal ins „Büßergewand“ zu steigen - einem Georg Gänswein zum Beispiel, Privatsekretär von Benedikt XVI. und Protokollchef von Papst Franziskus?

Hat der Kurien-Erzbischof den Prüfbericht über den Bauskandal im Bistum Limburg eigentlich gelesen, welcher auf Seite 84 klipp und klar festhält, „dass bei einer strikten Anwendung der Prinzipien einer wirtschaftlichen Projektdurchführung Kosten in Millionenhöhe (8,3 Mio. Euro!) hätten gespart werden können, ohne dass dadurch wesentliche funktionale und qualitative Einbußen zu erwarten gewesen wären“? So wie es aussieht, hat er ihn nicht gelesen oder aber nicht begriffen, wie schwerwiegend die dort aufgeführten Anklagepunkte gegen Tebartz-van Elst sind, den er bis zuletzt gegen die „bösen Buben und Mädchen von der Lügenpresse“ verteidigte. Wieso konnte sich Gänswein vorigen Herbst in einem Interview mit dem Hessischen Rundfunk erdreisten, das Limburger

Domkapitel zum Rücktritt aufzufordern, wo doch Bischof Tebartz-van Elst nicht nur das Domkapitel, sondern auch andere Kontroll-Gremien des Bistums sehr früh „ausgebootet“ hatte? Begreift Erzbischof Gänswein zumindest, dass es eine fast schon pervers zu nennende Zumutung für den künftigen Bischof von Limburg sein könnte, in die vom Vorgänger gebaute Luxuswohnung einziehen zu müssen? Hat er sich schon mal eine Vorstellung vom Gesamtschaden zu machen versucht, der im Bistum Limburg und darüber hinaus durch Tebartz-van Elst angerichtet wurde, als dieser mit Rückendeckung aus Rom (!) Millionen Euro verpulverte und den beängstigenden Spaltungsprozess in der deutschen Kirche blind vorantrieb?

Man scheint in Rom und besonders im erzkonservativen „Forum der deutschen Katholiken“ (wo Kardinal Gerhard Ludwig Müller nach wie vor Kuratoriums-Mitglied ist) aus Schaden nicht klug geworden zu sein. Denn auf dem diesjährigen „Freude am Glauben“-Kongress des Forums in Aschaffenburg spricht am 24. April kein Geringerer als Bischof Franz Peter Tebartz-van Elst über das Thema „Auf der Suche nach einer Verkündigung der Verlässlichkeit“.

Wir sind gespannt, in welcher Form der „Verband der Diözesen“ auf diese unver-schämte Provokation reagiert. Schließlich gehen von dort alljährlich einige Zigtausend Euro Kirchensteuermittel an die militanten Forums-Katholiken.

Abschließend dürfen wir hier nochmal festhalten, dass wir 2015 für Kardinal Reinhard Marx durchaus Verständnis hatten, als er in einer Fragerunde offen zugab, dass er nicht wisse, wie hoch das Vermögen seines Bistums ist (weil´s halt doch sehr, sehr viel ist!). Wetten, dass unser Freund aus München spätestens Ende 2016 ein paar Zahlen für uns wissbegierige Laienkatholiken bereit hat?!

Gespannt sind wir natürlich ebenfalls, ob der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz bis zum Ende des „Jahres der Barmherzigkeit“ nicht vielleicht doch im Namen seiner Kollegen und auch im Namen unseres Herrn Jesus grünes Licht für eine Aussöhnung mit den Reformgruppen der sogenannten „Kirche von unten“ geben könnte?

Die Reformgruppen wären nach unserer Einschätzung schon hoch zufrieden, wenn sie sich künftig wieder in kircheneigenen Räumen versammeln dürften, um sich nicht ständig – ganz im Gegensatz zu den Mitgliedern des „Forums der deutschen Katholiken“ – wie Ausgestoßene fühlen zu müssen.

\*\*\*

Horst Hohmann

## Unsere lautlosen Kriege

Am 13. April 2015 starb in Montevideo/Uruguay Eduardo Galeano (74), einer der bedeutendsten Poeten und Schriftsteller Lateinamerikas. Keiner der zeitgenössischen Literaten des Subkontinents hat so häufig über die sogenannten „lautlosen Kriege“ geschrieben wie er – kenntnisreich und kritisch, prophetisch und fast immer mit einer gehörigen Portion Wut.

Genauso wie in seinem weltbekannten Buch „Die offenen Adern Lateinamerikas“, erschienen in den frühen 1970er Jahren, hat Galeano bis zuletzt auch in vielen seiner Reden und Briefe die „Zyniker der Macht“ angeklagt. Zyniker, die von verborgenen Gefechtsständen herunter ihre Fallen stellen und Mauern errichten, um ihre Widersacher zur Strecke zu bringen. Zyniker, die sich grundsätzlich nicht in die Karten blicken lassen und ihre infamen Angriffe auf die Würde und den Besitz ahnungsloser Mitmenschen meist hinter verschlossenen Türen planen - gründlich und skrupellos.

Das Waffenarsenal der lautlos operierenden Krieger ist unerschöpflich. Sie haben Lügen und Boykottmaßnahmen in ihren „Köchern“. Sie manipulieren Märkte und Meinungen. Sie überziehen mögliche Konkurrenten mit organisierter Verachtung. Sie fälschen Besitzurkunden und Kreditkarten und bringen über Nacht ehrliche Mitbürger um ihre gesamte Habe.

Wir alle wissen: die lautlos geführten Kriege waren noch nie auf einzelne Länder und

Völker oder auf bestimmte Kulturen und Religionen beschränkt. Es gab und es gibt sie überall – gestern und heute.

Schauplatz lautloser Kriege – das sei hier gleich ohne Umschweife gesagt – war zu allen Zeiten auch unsere römisch-katholische Kirche.

Seitdem Augustinus im 5. Jahrhundert zur Verfolgung der ketzerischen Donatisten aufrief, sahen sich tiefreligiöse Menschen immer wieder gezwungen, in die innere oder äußere Emigration zu gehen, wollten sie dem unerträglichen Psychoterror der „Rechtgläubigen“ entkommen. Ganze Städte wurden mit dem Kirchenbann belegt und ihre gläubigen Bewohner vom Sakramentenempfang ausgeschlossen, bis sie – oft erst nach 20 Jahren und mehr – endlich bereit waren, sich der gnadenlosen Steuerpolitik der Päpste zu unterwerfen.

Hunderttausende von Priestern, von Theologen und von sonstigen Bediensteten werden in der römisch-katholischen Kirche regelmäßig und unmissverständlich daran erinnert, dass man in dieser Einrichtung nicht einfach herkommen und nach eigenem Gutdünken „kleine Filialen“ eröffnen oder gegen die sogenannten „Loyalitätsobliegenheiten“ verstoßen kann. Theologische Quer- und VordenkerInnen wie die Tübinger Ethik-Professorin Regina Ammicht Quinn werden genauso wie die Reformbewegung „Kirche von unten“ durch Vertreter des sogenannten Lehramtes oder durch die Ordnungshüter einzelner Ortskirchen seit vielen, vielen Jahren systematisch ins Abseits gedrängt. Sie werden – ehrabschneiderisch – mit den wirklichen Feinden der Kirche in einen Topf geworfen. Sie haben in kirchlichen Räumlichkeiten Auftritts- und Redeverbot.

Ja, und wenn sich verfeindete Nachbarn manchmal über Jahre hinweg nicht mehr grüßen und keines Blickes mehr würdigen („Die sind für mich gestorben!“), wiederholen sie oft eigentlich nur, was in der Kirche flächendeckend praktiziert wird – wenn als „romfeindlich“ abgestempelte Einzelpersonen und Gruppen entwürdigend behandelt werden, wenn man ihren Namen nicht mehr ausspricht, wenn man sie in den Ordinariaten und in den Pfarreien von allen Listen streicht, wenn man ihre Briefe „grundsätzlich“ in den Papierkorb wirft,

wenn man sie bis in die zweite und dritte Generation hinein in „Sippenhaft“ nimmt.

Von lautlosen Kriegen der besonders perfiden Art dürfen wir sodann sprechen, wenn Synodalrechte systematisch abgebaut oder zum Beispiel bewährte Kontroll-Gremien von Vertretern der Amtskirche willkürlich aufgelöst bzw. umgangen werden – weil Kleriker unter sich sein möchten, wenn der „Kuchen“ bzw. einflussreiche Positionen in der Kirche verteilt werden.

Wenn die Höhe der Zuschüsse vom „Wohlverhalten“ der Bischöfe in außereuropäischen Teilen der Weltkirche abhängig gemacht werden, um sie von „Experimenten in der Liturgie“, von Forderungen nach Aufhebung des Pflichtzölibats oder auch vom Paktieren mit „befreiungstheologisch verseuchten“ Menschenrechts-Organisationen abzuhalten.

Wenn römische Behörden mittels Rufmord die Glaubwürdigkeit von Bischöfen, Theologen und prominenten Laienkatholiken untergraben und in konkreten Fällen nicht davor zurückschrecken, Fraktionen innerhalb der Kirche gegeneinander auszuspielen und dabei den Kirchenaustritt von Zigtausenden von Katholiken in Kauf zu nehmen.

Lautlose Kriege, dafür haben wir genügend Belege, werden selbstverständlich auch in der Kirche häufig mit Hilfe ausgebuffter Lobbyisten geführt, wenn es beispielsweise darum geht, Entscheidungsprozesse in der römischen Kurie oder in einer der großen internationalen Einrichtungen der Weltkirche (wie etwa bei Caritas Internationalis!) zu beeinflussen. Erstaunlich, wie leicht und großzügig da auch schon mal Vertreter der deutschen Ortskirchen in den Kirchensteuersäckel greifen.

Wieviele Hunderte von Millionen Euro beim kirchlichen und vor allem beim weltlichen Poker um Macht und Einfluss von Lobbyisten angeboten und verteilt werden, kann man nur schätzen. Ebenso steht auch die genaue Zahl der bei der EU in Brüssel, bei der Bundesregierung in Berlin oder beim Vatikan in Rom tätigen Interessenvertreter seit eh und je in den Sternen. Man erfährt sie nicht.

Nur eines ist gewiss: wenn nach geheimen Absprachen an den Renten-, Devisen- und Rohstoffbörsen in London und New York

manipulativ an den Preisschrauben gedreht wird, haben viele Tausend Lobbyisten vorher die Weichen gestellt und sich als „Frontkämpfer der lautlosen Kriege“ eine goldene Nase verdient.

Ohne dass wir in Deutschland sonderlich Notiz davon nehmen, findet ein heimlicher Eroberungsfeldzug statt, wenn im zweitärmsten Land der Welt, im westafrikanischen Niger, auf Druck des mächtigen Weltwährungsfonds das Nationale Veterinäramt privatisiert wird (weil diese staatliche Einrichtung angeblich „wettbewerbswidrige“ Niedrigpreise für Antiparasitosen beschlossen und an die Viehzüchter des Landes weitergegeben hatte) mit der Folge, dass sich die Viehzüchterfamilien nun die Impfstoffe auf dem „freien Markt“ der multinationalen Pharma-Gesellschaften nicht mehr leisten können, ihr Vieh verkaufen und inzwischen zu Tausenden („proletarisiert“) in erbärmlichen Container-Siedlungen am Rande der Hauptstadt Niamey hausen müssen.

Wenn es auch 2015 mal wieder keiner Bombeneinsätze und Truppenaufmärsche in der EU bedurfte, um Zigtausende von kleinbäuerlichen Existenzen in Afrika zu zerstören, weil man auf dem Verwaltungsweg Produktion und Exporte europäischer Landwirte mit stattlichen 45 Milliarden Euro subventionierte - galt es doch. „mindestens 100.000 Agrar-Arbeitsplätze in der EU zu retten“.

Lautlose Kriege finden gegenwärtig überall dort statt, wo Menschen einander „das Wasser“ abgraben“. Wo sie einander im wahrsten Sinne des Wortes „den Boden unter den Füßen wegziehen“ – durch sogenanntes „Land-Grabbing“, bei dem von Großmächten, wie etwa China, weltweit riesige landwirtschaftliche Nutzflächen aufgekauft werden, um die künftige Nahrungsmittelversorgung ihrer Völker zu sichern. Wo eine zügellos operierende Agrar-Industrie unvorstellbar große Mengen von Pflanzenschutzmitteln (Herbizide) versprüht - in Brasilien, wo es 66 Millionen Hektar Ackerland gibt, genauso wie in dem kleinen Paraguay, wo inzwischen auf einer Fläche von 2,6 Millionen Hektar Soja angepflanzt wird, weil ja schließlich ausreichend Viehfutter nach Deutschland und in andere Länder Europas geliefert werden muss. So ganz beiläufig erfahren wir dann

noch, dass wegen des „agrар-politischen Gewaltaktes“ in Paraguay vorher Wälder abgeholzt und Zigtausende von indigenen Kleinbauern in die Verbannung geschickt werden mussten und dass jetzt vielerorts Fluss- und Grundwasser ungenießbar geworden ist.

Lautlose Kriege fanden nicht nur in zurückliegenden Jahrhunderten statt, als etwa von Engländern und Niederländern biologisches Erbgut entwendet wurde, um mit neuen Plantagen in Fernost und in der Karibik die Kautschuk- und Zuckerrohrindustrie im Norden und im Nordosten Brasiliens und damit Millionen von Landarbeiterfamilien tödlich zu treffen.

Lautlose Kriege desselben Kalibers finden auch heute wieder statt, wenn gefährlicher Industrie- und Krankenhausmüll aus Deutschland und England in Ländern der sogenannten Dritten Welt oder auch gleich hier vor meiner Haustür in Südbrasilien entsorgt oder auf der Fahrt über den Südatlantik gleich ins Meer gekippt wird.

Die sogenannten „Spätfolgen“ des Vietnamkrieges oder anderer Kriege der letzten 50 Jahre - das sei hier ausdrücklich hervorgehoben - gehören zu den lautlos fortwirkenden Verbrechen politischer „Saubermänner“ (wie John F. Kennedy), welche eiskalt in Kauf nahmen, dass durch das Versprühen von Dioxid TCDD (Agent Orange) und anderer Chemikalien langfristig, d.h. bis in unsere Tage hinein Krebs, Nervenerkrankungen, Verstümmelungen und Hirnschäden verursacht werden.

Wie groß das „kriminelle Potential“ vieler lautlos operierender moderner Krieger inzwischen ist, beweist Goldman Sachs, eine der mächtigsten Banken der Welt. Das Unternehmen lässt aus „finanztechnischen“ Gründen gegenwärtig mehrere Tausend Tonnen Aluminium und Kupfer zwischen riesigen Lagerhallen „hin- und herfahren“ (um Verkaufsabschlüsse vorzutauschen!) - mit dem Erfolg, dass durch eine künstlich erzeugte „Verknappung“ der Erze innerhalb von nur 10 Jahren an der Rohstoffbörse der Preis für eine Tonne Kupfer von mickrigen 1.500 US-Dollar auf prächtige 7.000 US-Dollar hinauf manövriert werden konnte.

Wie von großen internationalen Bergbaugesellschaften heimlich ganze Landschaften und damit das Habitat der dort angesiedel-

ten Menschen zerstört werden, habe ich auf vielen Reportage-Reisen mit eigenen Augen gesehen: im Süden der philippinischen Insel Mindanao, wo sich die „Western Mining“ in der Region von Antonio Bandas über alle Gesetze des Anstands hinwegsetzt. Rund um die Goldminen von Ok Tedi im äußersten Nordwesten von Papua Neuguinea. In Nordperu, in der Nähe von Cajamarca, wo die Minengesellschaft „Yanacocha“ nach dem edelsten aller Metalle gräbt und uralte Besitzrechte der Hochlandindios einfach ignoriert - lautlose Kriege der übelsten Sorte. Überall nehmen Menschen und Umwelt schweren Schaden, wenn sie beim ominösen Metalltrennungsprozess mit Zyanid und anderen hochgefährlichen Giften in Berührung kommen.

Und dort, wo sich Widerstand regt gegen die fast immer mit lokalen Politikern verbündeten Konzerne, werden im brasilianischen Amazonasgebiet zum Beispiel indigenen Bevölkerungsgruppen einfach die Versorgungswege abgeschnitten („Mal sehen, wie schnell wir die klein kriegen!“). Sie werden - mit anderen Worten - „ausgehungert“.

Wenn alle Stricke reißen, importieren die Firmenchefs und ihre Handlanger auch schon mal eine „kleine“ Zivilisationskrankheit in die indianischen „Reservate“, um ein „hübsches“ Massensterben auszulösen und den sogenannten „Wilden“ deutlich zu machen, dass die „Weißen“ mit mächtigen Zauberern im Bunde stehen und nicht bereit sind, „mit sich spielen zu lassen“.

\*\*\*

Urs Noti

## Neuer Nuntius in der Schweiz

Der Sheriff aus Sioux Falls

Im Herbst vorigen Jahres hat der Vatikan den US-amerikanischen Erzbischof Thomas

E. Gullickson (65) zum neuen Nuntius für die Schweiz und für das Fürstentum Liechtenstein ernannt. Noch vor der Akkreditierung des aus Sioux Falls im Bundesstaat South Dakota stammenden Karriere-Diplomaten (zuletzt Vatikanbotschafter in der Ukraine) titelte die Schweizer Boulevard-Zeitung „Blick“ auf gewohnt saloppe Art: „Franziskus schickt uns einen konservativen Ami“.

Bei ihren Nachforschungen über die Person und den beruflichen Werdegang des Neuerannten waren nicht nur die Redakteure von „Blick“, sondern auch deren Kollegen von allen wichtigen schweizerischen Tageszeitungen zu dem Schluss gekommen, dass der „Mann mit Gardemaß“ nicht gerade einer der devotesten Anhänger der alten Diplomaten-Tugend der klugen Zurückhaltung ist, zumal er auf völlig undiplomatische Weise via Internet – twitternd und bloggend – eine Fülle von „Beweis-Material“ geliefert und geradezu selbstgefällig verkündet hatte, „wes Geistes Kind er ist“.

Ohne dass er von kompetenter Seite Informationen eingeholt hatte, vertrat Gullickson zum Beispiel in einem seiner Blogs - sozusagen aus der Hüfte heraus - die Auffassung, dass man alle priesterlosen Pfarreien der Schweiz möglichst bald dicht machen sollte. Keinen Zweifel ließ er auch daran, was die Eidgenossen von der Anti-Baby-Pille zu halten haben: „Sie macht das selbe mit dem Baby, was der IS (die Terroristen vom „Islamischen Staat“ ) mit den Menschen macht“.

Klar ist für den US-Boy ebenfalls, dass die Deutsche Bischofskonferenz zuletzt viel „häretisches Zeug“ in die Welt gesetzt habe, und dass man auch bei dem „Neuen aus Argentinien“ manchmal nicht genau wisse, wo man dran ist. Und in einer besonders provokativ formulierten Netz-Botschaft stellt der Diplomat sogar die Frage, ob letztendlich nicht vielleicht doch die Traditionalisten den Sinn des Zweiten Vatikanischen Konzils am besten verstanden hätten?!

Auf große Empörung stieß Gullickson sodann in der schweizerischen Öffentlichkeit mit seinem unter der Überschrift „Ultramontanist und stolz darauf“ gesendeten Blog-Beitrag, in dem er seinen Lesern die unlängst erschienene Neuübersetzung des 1884 von dem spanischen Priester Félix

Sardá y Salvany geschriebenen Buches „Der Liberalismus ist Sünde“ wärmstens empfiehlt, weil der Autor vermutlich gerade jenen Katholiken besonders aus dem Herzen spreche, „welche lieber Christus folgen wollen als dem Zeitgeist“.

Für den Theologen und Studienleiter am Religionspädagogischen Institut der Universität Luzern, Markus Arnold, hat der neue Nuntius damit das Fass zum Überlaufen gebracht. In einem Brief an Bundespräsident Johann Schneider-Ammann bringt er deshalb seine Überzeugung zum Ausdruck, dass man es auf keinen Fall zulassen dürfe, dass Gullickson das gesellschaftliche Klima in der Schweiz vergifte. Wörtlich heißt es in dem Schreiben: „Wir haben genug Probleme mit religiösem Fanatismus. Einen Nuntius, der diesen Fanatismus auch in der katholischen Kirche beleben will, können wir nicht brauchen“.

In der renommierten Schweizer Online-Zeitung „Journal 21“ geht der Präsident der „Herbert Haag Stiftung für Freiheit in der Kirche“, der Theologe Erwin Koller, in seinem Urteil über den US-Amerikaner sogar noch einen Schritt weiter und erinnert daran, dass das Zweite Vatikanische Konzil den Anti-Liberalismus der Pius-Päpste eindeutig verurteilt und sich unmissverständlich zu den Menschenrechten bekannt habe. Wenn das Herrn Gullickson nicht passe, so Koller, möge er sich den Pius-Brüdern anschließen. „Er hat kein Recht, eine solche Position im Namen der Kirche bzw. des Papstes zu vertreten!“ erklärte der Theologe. Der neue Nuntius könne sich mit seiner Auffassung, der Liberalismus sei „das wahre Unglück der Gegenwart“, zwar auf den von Johannes Paul II. 2000 selig gesprochenen Papst Pius IX. (1846-1878) berufen, nicht aber auf das während der Ägide dieses Papstes verabschiedete Unfehlbarkeits-Dogma.

Als Thomas E. Gullickson vor einigen Wochen erklärte, dass er vorerst keine Fragen von Journalisten mehr beantworten werde und sich jetzt erst mal etwas gründlicher über Land und Leute sowie über die derzeit wichtigsten Probleme der katholischen Kirche in der Schweiz informieren wolle, wurde ihm u.a. dringend ans Herz gelegt, in dieser Zeit der „Einkehr“ einen besonderen Blick auf die desaströsen Auswirkungen des von sogenannten „romtreuen Katholi-

ken“ (Ultramontanisten) im 19. Jahrhundert angezettelten Kulturkampfes in der Schweiz zu werfen.

Für ideologische Grabenkämpfe, so ließ man den neuen Nuntius in zahlreichen Kommentaren wissen, habe man nach den traurigen Erfahrungen im Bistum Chur kein Verständnis mehr. In der ostschweizerischen Diözese, zu der insgesamt sieben Kantone gehören, waren unter dem ultrakonservativen Bischof Wolfgang Haas (1990-1997) sowie auch zuletzt wieder unter dem seit 2007 dort residierenden Bischof Vitus Huonder im wahrsten Sinne des Wortes die „Fetzen geflogen“. Vielerorts bei unseren Nachbarn hatte man über den völlig untauglichen Versuch des Vatikans „die Schweizer Kantonisten wieder auf Vordermann/frau zu bringen“ nur noch den Kopf geschüttelt.

Nach der Ernennung von Erzbischof Thomas E. Gullickson zum neuen Nuntius für die Schweiz und für das Fürstentum Liechtenstein besteht bis auf weiteres der berechtigte Verdacht, dass Vatikan-Hardliner gerade mal wieder dabei sind, „alte Schlachtrösser zu satteln“. Denn wenn Bischof Vitus Huonder nächstes Jahr 75 wird und zurücktritt, muss der US-Amerikaner die Namen für einen Dreierorschlag zusammenstellen, der dann dem Churer Domkapitel (nach Genehmigung durch den Papst) für die Wahl des neuen Bischofs vorgelegt wird. Von einem langgedienten Mitglied der Churer Pastorkonferenz soll der Ausspruch stammen: „Wir haben es satt, mit geballter Faust in der Tasche zu den Sakramenten zu gehen!“

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Der Zölibat ist keine sexuelle Orientierung

*Der folgende, am 11. Oktober 2015 im „Tygodnik Powszechny“ erschienene Beitrag des Jesuiten und Psychotherapeuten Jacek Prusak ist eine Reaktion auf das coming*

*out des polnischen, in der Glaubenskongregation tätigen Priesters Krzysztof Charamsa. Angesichts der auf der Römischen Bischofssynode kontrovers diskutierten Problematik der Homosexualität geht dieser Beitrag in seiner Bedeutung allerdings weit über diesen Anlass hinaus.*

Die Physik kennt das Gesetz der Erhaltung von Energie, und die Psychoanalyse „das Gesetz der „Unvermeidbarkeit“, welches besagt, dass „das, was aus einem psychischen Bereich verdrängt wurde, irgendwo anders hervortreten muss [...], wie auch das, was wir nicht äußerlich erkennbar machen wollen, sich als ein innerlich bedrohliches Subjekt äußert.“ Der Wirkmechanismus dieser Gesetzmäßigkeit wird besonders im Zusammenhang mit der von Geistlichen erlebten Homosexualität sichtbar, und dies nicht nur wegen des von ihnen verinnerlichten Stress einer Minderheit, sondern aufgrund der fundamentalen Verunsicherung, wer man eigentlich ist.

Nicht nur sie unterliegen der Kraft dieses Gesetzes. Es gilt auch für die Gegenseite, für Personen, die auf eine aggressive Weise die Homosexualität bekämpfen. Wollen wir den von dem Priester Krzysztof Charamsa im „Tygodnik Powszechny“ veröffentlichten Aufsatz über den Geistlichen Dariusz Oko (vgl. Heft 4, 2015) verstehen sowie das, was danach passierte – sowohl als Handlung als auch als Deklaration („Erklärung“ sowie das „neue Manifest der Freiheit“ von Charamsa) – dann müssen wir uns dieses Gesetz vor Augen halten. Man kann dem nicht entfliehen, was das Leben formt, solange man lebt.

### Pastoraler Eros

Seit Jahrhunderten wissen wir, dass es unter Priestern und Ordensleuten Homosexuelle gibt, und dennoch war noch bis vor kurzem dieses Thema tabu. Wenngleich wir nicht sagen können, wie viele solcher Priester es gibt, so behauptet man doch, dass sie unter polnischen Priestern weniger als ein Prozent ausmachen, ohne dabei die Gesamtzahl in Betracht zu ziehen: die Zahl der Homosexuellen in der Gesellschaft und die Größe der Gruppe des polnischen Klerus. Eine simple Berechnung zeigt, dass ihre Zahl bestimmt höher ist, und zwar in einer Größenordnung weit über ein Pro-

zent. Selbst die Episkopate mancher Länder gelangen zu der Erkenntnis, dass es unter den unverheirateten Priestern mehr Homosexuelle gibt als im Durchschnitt der Gesamtgesellschaft, weil für die einen die den Dienst erfüllende Männerwelt eine besondere Attraktion darstellt, und die anderen ihre Neigung leichter verbergen möchten. Für die überwiegende Mehrheit von ihnen gelten die Worte von Bischof Hermann Josef Spital (1925-2007), welcher meinte, dass homosexuelle Neigungen häufig mit einer besonderen Sensibilität und Leichtigkeit, sich auszudrücken, einhergehen, also mit einer einem „pastoralen Eros“ verbundenen Eigenschaft.

## Die Lavendel-Lobby

Wenn wir über Probleme von Priestern sprechen, dann wird ausschließlich bei homosexuellen die Orientierung zum Etikett für die gesamte Persönlichkeit („sage mir, dass du homosexuell bist, und ich sage dir, wer du bist“). Die Folge eines solchen Ostrazismus ist das Faktum, dass wir von der Homosexualität von Priestern erst dann erfahren, wenn sie Probleme machen. Ähnlich verhält es sich beim Aufspüren der „Lavendel-Lobby“. Obwohl wir seit Jahrhunderten wissen, dass Priester mit Frauen zusammen leben, sagen wir von ihnen nicht, dass sie in der Kirche eine Lobby bilden - selbst wenn sie dies verheimlichen. Das Aufspüren einer „Lavendel-Lobby“ bringt den Bruch des Zölibats und das Karrierestreben mancher homosexueller Geistlicher ans Licht, löst aber nicht das Problem ihrer Homosexualität, sondern tabuisiert es.

Wer therapeutisch mit Priestern an ihrer Homosexualität arbeitet, der stellt fest, dass sie sich nicht mittels dieses Begriffes beschreiben. Dies resultiert einerseits aus der Tatsache, dass die Kirche in ihren Aussagen zur Homosexualität diese nicht als eine autonome sexuelle Orientierung wahrnimmt, andererseits daraus, dass die Verwendung einer Sprache der Defizite und Konflikte (aus den kirchlichen Dokumenten ergibt sich, dass Homosexualität ein „eingesperrter Heterosexualismus“ ist) bewirkt, dass man die Orientierung auf nicht akzeptierte „Gefühle“ zurückführt – und diese sind aufgrund ihrer negativen Einschätzung dissoziiert, verdrängt, rationali-

siert. In der Praxis sieht dies dann so aus, dass sich ein Priesteramtskandidat nicht als homosexuell betrachtet, weil er nie einen homosexuellen Sex praktizierte, selbst wenn er derlei Gedanken und Wünsche („Gefühle“) hat. Als homosexuell betrachtet sich gleichfalls ein Kandidat nicht, der derlei Erfahrungen hinter sich hat, weil er mit seiner Entscheidung für den Zölibat nicht zu ihnen zurückkehren will („ich bin nicht schwul“). Kurz gesagt, er handelt entsprechend der Logik „wenn ich daran nicht denke, dann betrifft mich das nicht“ oder „der Zölibat ist meine Orientierung“. Beide Überzeugungen sind grundfalsch und folgenschwer.

## Die Notwendigkeit der Akzeptanz

Erstens, man muss wissen, dass alle Menschen ein tiefes Bedürfnis nach Gemeinsamkeit haben, das durch Eingehen enger, intimer und dauerhafter Beziehungen zu anderen realisiert wird. Dies stellen wir nicht in Frage, wenn wir an heterosexuelle Personen denken, aber wir sprechen homosexuellen Personen dieses Bedürfnis nach dem Motto ab: „daraus kann nichts Gutes kommen“. Hinter diesem Standpunkt steht die Überzeugung, dass homosexuelle Nähe nichts anderes ist als ein Vorwand für kompulsiven Sex.

Auch spielen Geistliche (Seminaristen) selbst die Tatsache herunter, dass sie als homosexuelle Personen Schwierigkeiten bei der Einhaltung des Zölibats haben, wenn ihre Nähe zu anderen Männern auf einer Erotisierung der Verbindung beruht oder wenn sie Ersatz in der Beziehung zu Oberen suchen, in der weder der eine „Vater“ noch der andere „Sohn“ ist – sind doch beide lediglich auf der Ebene des kirchlichen Dienstes emotional verbunden. Gleichfalls ineffektiv, weil unwahr, sind Beziehungen emotionaler Vertraulichkeit mit heranwachsenden Jugendlichen unter dem Vorwand, im Leben einen wahren Freund oder den fehlenden Bruder zu finden. Man sieht dann nichts Schlechtes, in ein und demselben Schafsack zu nächtigen, gemeinsame Ferien in einem Zelt zu organisieren oder auch in einer materiellen Unterstützung seitens des Geistlichen, denn es kam (noch) nicht oder kommt gar nicht (?) zu einer körperlichen Nähe.

Im Dokument der Sonderkommission des deutschen Episkopats, das sich mit der Frage der Homosexualität von Priestern befasst, heißt es richtig, dass alle durch soziale Normen und kirchliche Gesetzgebung vorgegebene „Sicherungen“ einen heterosexuellen Priester im Blick haben. Man muss jedoch eine unreif durchlebte Homosexualität von einer Pathologisierung dieser Orientierung unterscheiden. Hier lässt leider der Standpunkt der Kirche einen wissenschaftlichen Zugang zur Frage einer psycho-sexuellen Orientierung und Identität vermissen.

## Märchen über Heilung

Zweitens, homosexuellen Personen bringen wir den Zölibat auf eine Weise nahe, als ob es sich um eine sexuelle Orientierung handeln würde, mit der sie geboren wurden, nicht jedoch als eine Art, wie man sie zu leben hat, zu der man sich berufen (nicht gezwungen) fühlen muss, und mit dieser Lebensform muss man zu leben lernen. Selbst ein in Freiheit gewählter Zölibat, als Gabe verstanden, ist eine Aufgabe für eine lebenslange Entwicklung – also muss man sich, bevor man diese Verpflichtung eingeht, über Schwierigkeiten, Krisen, ja selbst über mögliche Verfehlungen im Klaren sein.

Man kann den Zölibat nicht auf reife Weise leben, wenn die Soutane oder das Habit einen schändlichen Leib umhüllt, mit dem man nichts zu tun haben will. Wie der Moraltheologe Klaus Demmer (1931-2014) zu Recht feststellt, muss man, um jene gesunde, innere „Sicherheit“ zu gewinnen, wissen, dass es sich beim Zölibat um eine Lebensweise handelt, die ertragen werden muss, dass es eine Herausforderung an unsere Natur ist, die es nicht idealistisch zu bejubeln gilt, als würde der Zölibat als solches einen näher zu Gott bringen. Manche meinen, „der Zölibatäre muss gesünder sein als seine Kritiker“. Wie aber kann jemand gesünder sein, wenn er hört, dass sein „innerer Drang ungeordnet“ und „deformiert“ ist, bevor er überhaupt damit irgendetwas anstellt, und das einzige, was er tun kann, darin besteht, sich dazu zu bekennen und mit dieser „Wahrheit“ zu leben?

Die in der Kirche verbreiteten Informationen über die Wirksamkeit einer reparativen

Therapie (ihren Vertretern zufolge soll sie zu einer Veränderung der Orientierung verhelfen) basieren in der Regel auf Anekdoten über eine „innere Heilung“ von Ex-Schwulen, die sich jedoch nach einer gewissen Zeit als Anekdoten über Ex-Exschwule herausstellen. Eine auf diese Art geweckte Hoffnung führt zumeist zu einer lebenslangen Therapierung, um zumindest das Schuldgefühl wegen der in ihrem Verlauf erlittenen Rückfälle zu mindern.

„Wenn ich mich ändern will, aber keine Veränderung eintritt, dann muss ich zumindest nicht von mir denken, ich sei schwul. Ich bin weiterhin Priester mit menschlichen Schwächen. Andere haben auch Probleme mit dem Zölibat ...“

Als Alternative bietet sich die Suche nach den Ursachen der Probleme in der Vergangenheit und in der Erziehung an, um nur nicht das Hauptproblem zu benennen: „Du änderst das nicht, was du nicht gewählt hast, aber du musst lernen, damit zu leben.“ Ein Priester, der seine Orientierung ablehnt, wird sich mit ihr herumplagen. Aber die Quelle seiner Spannung wird er außerhalb seiner selbst ausmachen. Die Sexualität ist keine Zugabe zu unserem Leben, und die Orientierung ist keine Frage der Wahl.

Die Angst vor der eigenen homosexuellen Orientierung ist unter Priestern so stark, dass es Jahre braucht, bis sie davon zu sprechen beginnen, sie seien zu allererst Menschen, dann Männer und schließlich Priester. In extremen Fällen kann diese Angst so dämonisiert werden, dass wegen Pädophilie verurteilte Priester diese für ihre Orientierung halten, nur um sich nicht einzugestehen, dass sie homosexuelle Wünsche verspürten; aber ihre Angst war so übermächtig, dass sie sich an Minderjährigen vergingen, um sich zu „entladen“ oder sich einen Ersatz für Nähe zu verschaffen.

Gegen seine Orientierung kann man auch in der Weise ankämpfen, dass man versucht, seine Sexualität zu eliminieren. Die ganze Zeit befasst man sich ausschließlich mit ihr, doch man trägt diesen Kampf „nach außen“ im Namen der Verteidigung der Kirche vor jenen, welche die Homosexualität bejahen. Eine derart gespaltene Sexualität nimmt die Form eines Kampfes um die Treue zum Magisterium an bei gleichzeitiger Führung eines Doppellebens,

sei es das einer Idealisierung des eigenen Nazismus, sei es das einer Selbstinszenierung in den Kategorien besonderer Erwählung. Die eigenen Bedürfnisse werden dann in den Rang heroischer Tugenden erhoben, und die innere Zerrissenheit und Unsicherheit werden übertüncht mit der Standarte der Unfehlbarkeit im Kampf gegen „Häresie/Schisma“ innerhalb der Kirche. „Wer mich hört, der hört Jesus. Wer mit mir nicht übereinstimmt, der widerspricht der Kirche“; „hört du mich, dann hörst du das Lehramt“... In solchen Situationen gibt es eine einzige Lösung: die Kanonisierung des „einzig Gerechten“, den er im Übrigen mit aller Kraft anstrebt.

### Das Karma der Homophobie

Das *coming out* des Geistlichen Charamsa ist verbunden mit Äußerungen der Homophobie, mit denen er konfrontiert wurde. Die Verletzungen des vatikanischen Beamten möchte ich nicht herunterspielen. Natürlich kann man Professor Oko nicht sämtliche Polemik anlasten, die die Spalten unserer Medien füllte, aber sein Beispiel zeigt, dass Homophobie wie ein Karma wirkt. Die Ursache gebiert die Konsequenz: Die Dämonisierung der Homosexualität verkehrt sich in eine Dämonisierung der Kirche. Was immer über Charamsas Verletzungen zu sagen wäre, in der von ihm am letzten Sonnabend veröffentlichten „Erklärung“ wie in seinem „Manifest“ verfällt er selbst in die Rhetorik der Person, mit der er zuvor polemisiert hatte. Das macht selbstverständlich seinen Text im „Tygodnik“ nicht weniger wertvoll, zeigt aber, dass die Chance zu einem wirklichen Wandel in der Einstellung zu homosexuellen Personen vertan wurde.

Das „Ich bin verliebt, also vermag ich alles“ verleiht ein Gefühl subjektiver Omnipotenz, aber das ist zu wenig, um etwas zu reformieren. Lassen wir die Argumente beiseite, die Vatikan Sprecher Federico Lombardi vorbrachte und die Charamsas Versuch betrafen, auf die Entscheidungen der Synodenteilnehmer Einfluss zu nehmen. Kehren wir zu der Situation zurück, die Marco Garzonio treffend diagnostizierte: „Als Katholiken erleiden wir heute in der Kirche einen großen Mangel – es gibt keine Stimme der öffentlichen Meinung in der Kirche, nicht seitens der Laien und auch nicht sei-

tens der offiziellen Kirchenvertreter. Allerdings gibt es einen breiten Strom öffentlicher Meinung zum Thema Kirche – man sagt über sie alles und noch mehr als das [...] Dagegen befasst man sich nicht sonderlich mit dem wertvollen Gut, nämlich mit der öffentlichen Meinung innerhalb der Kirche; kaum jemand unterstützt sie, viele fürchten sie und versuchen, von ihrer Praktizierung abzulenken. Dabei hatte ihr schließlich das Konzil eine Stimme inmitten der Fundamente der Evangelisation und der inneren Reform der Kirche verliehen.“

Selbst wenn dies nicht seine Absicht war, so erschwerte doch Charamsas „Manifest“ das Handeln von Papst Franziskus, denn mit seinem *coming out* nutzte Charamsa das Werkzeug eines auf öffentliche Aufmerksamkeit gerichteten medialen Spiels. Zur Bestätigung: „Dem coming out ging ein langer Reifeprozess voraus, doch die Entscheidung traf ich im Laufe einer einzigen Nacht“ – es fällt schwer, diese Aussage mit dem Szenarium der Ereignisse in Einklang zu bringen. Doch selbst wenn sie ehrlich gemeint ist, dann gelten doch die Worte aus dem Buch der Sprichwörter: „Schon unvernünftige Begierde ist nicht gut, und wer hastig rennt, tritt fehl.“ (19,2)

### Enttabuisierung des Themas

Wie Untersuchungen belegen, trägt entgegen der allgemeinen Angst der Vertreter einer „Tabuisierung des Themas“ der Wunsch nach einer offenen Aussprache über Homosexualität nicht zu ihrer Verbreitung bei. Die sexuelle Orientierung wird weder durch die Post zugestellt noch durch Kamera und Internet vermittelt. Um zu lernen, über sie zu sprechen, genügt es jedoch nicht, Forderungen zu formulieren, ein Manifest zu veröffentlichen und aus der Kirche ein Gefängnis zu machen. Diese Gitter sind zu meist ein Werk unserer Vorstellungen. Nicht die Homosexualität ist das eigentliche Problem des Priesters Charamsa, sondern die Unfähigkeit zu einem zölibatären Leben, ohne eine gespaltene Identität. Schade, dass es seiner Erklärung an Demut bei seiner Selbsteinschätzung mangelt und er aus eigener Verliebtheit beschlossen hat, einen neuen Himmel zu schaffen.

Aus klinischen Erfahrungen wissen wir, dass der Prozentsatz glücklicher Ehen bzw.

Partnerschaften kaum von dem glücklicher Zölibatäre abweicht: 10% der Verbindungen sind voll glücklich, weitere 10% fast glücklich, und der Rest – in einem grauen Bereich oder geschieden.

So haben wir es wiederum mit Extremen zu tun: auf der einen Seite mit den Anhängern von Professor Oko, auf der anderen Seite mit Sympathisanten von Charamsa. Vielleicht findet die Synode einen dritten Weg? Ich setze auf Papst Franziskus.

Jacek Prusak SJ, Ph.D, Department of Psychology, Jesuit University "Ignatianum" in Cracow.

\*\*\*

Karl-Heinz Ohlig

## Das Ende der Klerikerkirche?

Das Trierer Priesterseminar wird so gut wie geschlossen

---

Vom Beginn des kommenden Wintersemesters 2016/2017 an wird die theologische Ausbildung der Priesteramtskandidaten des Bistums Trier an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt erfolgen. Mit anderen Worten: Das Priesterseminar Trier wird geschlossen oder besser: so gut wie geschlossen; denn in Trier soll es für die Erst- und Zweitsemester noch einen Orientierungs- und Sprachkurs geben mit dem seltsamen Namen Felixianum (sic; in Erinnerung an den Bischof Felix Korum, der Ende des 19. Jahrhunderts einen zweiten großen Bau für die Seminaristen, das Felicianum - gegenüber dem ersten Barockgebäude, dem Clementinum - errichten ließ).

Nach einem nur dreijährigen Theologiestudium an der staatlich anerkannten Jesuitenhochschule St. Georgen folgt dann ein zweijähriger „Pastoralkurs“ in Trier, zusammen mit der Ausbildung der ständigen Diakone, Gemeinde- und Pastoralreferenten/innen. Darüber hinaus soll es für die Priesteramtskandidaten auch während ih-

rer Ausbildung in St. Georgen gelegentliche Kurse in Trier geben. Das veranlasste den jetzigen Regens des Priesterseminars zu der weitreichenden These: „Das Priesterseminar bleibt ja weiter bestehen und wird nicht geschlossen.“

Der Grund für diese radikale Aktion ist nicht finanzieller Art; denn die weithin kirchlich finanzierte Katholisch-Theologische Fakultät in Trier mit ihren (laut Homepage) 14 Professorenstellen (!) soll bestehen bleiben und sich vor allem mit der Lehrerausbildung befassen. Das, was bisher teuer war, bleibt teuer.

Der Grund ist die erschreckend geringe Zahl von Priesteramtskandidaten, nämlich *sieben* (!) Studierende in einem 12-semesterigen Studium. In den Blütezeiten, in den fünfziger und sechziger Jahren, studierten hier mehr als einhundert Priesteramtskandidaten, 1983/1984 sogar 160.

Und dabei ist noch nicht einmal ausgemacht, dass sich alle von den jetzigen Sieben am Ende auch zu Priestern weihen lassen. Insofern hat Bischof Ackermann recht, wenn er meint, jetzt sei eine Untergrenze erreicht, „die dem für den Priesterberuf erforderlichen menschlichen und geistlichen Wachstums- und Reifeprozess nicht mehr förderlich ist.“

Nun also: St. Georgen in Frankfurt, Bistum Limburg. Dort studieren bisher schon die Priesteramtskandidaten des Heimatbistums Limburg, wahrscheinlich nicht in relevant höherer Zahl als in Trier. Zusätzlich studieren hier auch die, wohl nur vereinzelt, Kandidaten der Diasporabistümer Osnabrück, Hildesheim und Hamburg. Zusammen mit den Studierenden aus dem Bistum Trier, immerhin eine große Diözese mit vielen Katholiken, wird ein Häuflein zusammenkommen, das vielleicht annähernd so viele umfasst wie in früheren Zeiten in einem Semester waren, jetzt aber verteilt auf ein mehrjähriges Studium. Vielleicht wäre es sinnvoll, noch eine Reihe weiterer Bistümer zu motivieren, es Trier gleichzutun, damit einigermaßen funktionierende Teilnehmerzahlen für Vorlesungen und Seminare wenigstens in der ohnehin auf drei Jahre reduzierten theologischen Ausbildung zusammenkommen.

Was hier für Trier ausgeführt wird, gilt natürlich – als *pars pro toto* – für ganz Deutschland. Für jedermann wird deutlich,

dass eine auf dem Priesteramt basierende kirchliche Pastoral zu ihrem Ende kommt. Schon die bisherige Zusammenlegung von gewachsenen Pfarreien zu Großgebilden entsprechend der Zahl der noch vorhandenen Priester hat gezeigt, dass diese Notmaßnahme nur noch für eine überschaubare (und berechenbare) Zeit gelten kann. In fünf, zehn, erst recht in zwanzig Jahren ist auch diese Struktur von der Wirklichkeit überholt. Und die Schließung des Priesterseminars in Trier zeigt an, dass keine Abhilfe zu erwarten ist. Was bringen sieben neue Priester, im Verlauf von sechs Jahren (also jedes Jahr einer), nehmen wir einmal an, diese Sieben halten durch, für eine Verstärkung der personellen Ressourcen?

Alle bisherigen, von der Realität erzwungenen Korrekturmaßnahmen werden scheitern, weil sie nicht zu einer Neubesinnung auf ein anderes Modell von Seelsorge führen. Eine effektive Pastoral, ja noch nicht einmal eine kultische Minimalversorgung können gewährleistet werden, solange alle Planungen weiterhin die traditionelle Stellung der Priester unberührt lassen.

Natürlich kann man so weitermachen wie bisher, wie das Beispiel Lateinamerika zeigen kann: bis ein einziger Priester für Zigtausende Katholiken „zuständig“ ist. Wie das gleiche Beispiel aber zeigt, werden dann Sekten, Pfingstler u. a. in die Bresche springen. Ihr Vorteil: trotz aller oft abstruser Theologie bieten sie ihren Mitgliedern Aktivitäten in Kleingruppen, die sich um zahlreiche dominante Personen scharen.

Wenn dies vermieden werden soll, müssten grundlegende Veränderungen im Konzept und in den Strukturen von Seelsorge auf den Weg gebracht werden – ohne noch eine Mittelpunktstellung des traditionellen Priesteramts zu versuchen.

\*\*\*

## KirchenVolksBewegung

### Offener Brief

zur Frühjahrs-Vollversammlung  
der Deutschen Bischofskonferenz  
15.-18. Februar 2016 in Kloster  
Schöntal

München, 11. Februar 2016

### **Für eine wirkliche Beteiligung des Kirchenvolkes auf allen kirchlichen Ebenen**

Sehr geehrte Herren Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Weihbischöfe, liebe Brüder im bischöflichen Dienst,

dies ist Ihre erste Vollversammlung nach der weltweiten Bischofssynode und nach Ihrem Ad-limina-Besuch in Rom im Spätherbst des vergangenen Jahres. Die Synode in Rom hat angesichts noch fehlender konkreter Ergebnisse enttäuscht; sie hat aber deutlich gemacht, dass wirksame synodale Strukturen endlich wieder auch innerhalb der röm.-katholischen Kirche zur Geltung kommen müssen.

Papst Franziskus forderte eine „heilsame Dezentralisierung“ und eine Aufwertung der synodalen Strukturen auf allen Ebenen in seiner historischen Rede beim Festakt zum 50-jährigen Bestehen der Bischofssynode am 17. Oktober 2015 in Rom: Synodalität als ein konstitutives Element von Kirche und als wichtig für das Verständnis des hierarchischen Dienstes. Dies setzt ein Aufgeben von im Laufe der Kirchengeschichte angehäuften Privilegien voraus, und das auf allen Ebenen der Kirche.

In den Bistümern müssten die „Organe der Gemeinschaft“ wie Priesterrat, Domkapitel oder Pastoralräte gestärkt werden, so Franziskus. „Nur in dem Maß, in dem diese Organismen mit der ‚Basis‘ verbunden bleiben und von den Menschen ausgehen, von den Problemen des Alltag, kann von dort aus eine synodale Kirche ausgehen“. Auch auf der Ebene der Bischofskonferenzen hält

Franziskus den Geist der Kollegialität, wie ihn das Zweite Vatikanische Konzil (1962-65) formuliert hat, noch nicht für ausreichend verwirklicht. Denn in einer synodalen Kirche müsse der Papst die Ortsbischöfe nicht bei allen Entscheidungen ersetzen. Auch die Bischofskonferenzen haben als Subjekte mit konkreten Kompetenzbereichen eine gewisse authentische Lehrautorität (vgl. Evangelium Gaudium 32).

Dies eröffnet Ihnen als Bischöfen Handlungsperspektiven, erfordert von Ihnen aber auch gemeinsame Initiativen, theologisch weiterzudenken und neue Wege vor allem in **der** Pastoral zu gehen. Nur so kann die von Papst Franziskus gewünschte pastorale Umkehr (*conversión pastoral*) gelingen, die schließlich dann auch in der dogmatischen und juristischen Verfasstheit unserer Kirche nachvollzogen werden muss, damit es nicht nur bei gut gemeinten Absichtserklärungen bleibt. Deshalb ist es notwendig, dass eine Synode nicht nur beratende Funktion, sondern auch Entscheidungsbefugnisse hat. Das Zweite Vatikanische Konzil stellt das gemeinsame Priestertum aller vor das besondere Priestertum, das im Dienste aller steht. Das bedeutet, dass die Kirchenleitung nur dann legitim spricht, wenn sie das Kirchenvolk in ihre Entscheidungen einbezogen hat.

Die Würzburger Synode (1971-1975) verwirklichte dieses Prinzip. Die Zusammenarbeit von Kirchenleitung und Kirchenvolk brachte gute Früchte hervor. Nur ein Anknüpfen an diese gemeinsame Arbeitsweise wird dem theologischen Anspruch vom „Volk Gottes unterwegs“ gerecht:

- Die an der Zahl der immer weniger werdenden Priester orientierten Auflösungen oder Zusammenlegungen von Pfarreien müssen beendet werden! Diese rein administrativen Maßnahmen haben wesentlich zum fortschreitenden Verlust der Kirchenbindung beigetragen. Kirche braucht Orte, an denen die christliche Botschaft erfahrbar wird. XXXL-Pfarreien, die nur dem Mangel an zölibatären Klerikern geschuldet sind, können die notwendige pastorale Umkehr nicht leisten.
- Kirchengemeinden sind dazu zu ermutigen, sich ihrer Verantwortung als christliche Zentren in der Gesellschaft wieder neu bewusst zu werden – so wie dies viele Gemeinden derzeit beispielsweise ganz

konkret für Flüchtlinge tun! Das Konzilsdokument „Gaudium et Spes“ hat den Weg gewiesen, wie dieses „Kirche sein“ in der Welt aussehen kann. Dazu notwendig sind eine Neuorientierung auf gemeindliche Stärken und Aufgaben, die Einbindung der „Laien“ in die Gemeindeleitung, verstärkte ökumenische Zusammenarbeit sowie auch neue Zugangswege zum priesterlichen Dienst.

- Da eine universalkirchliche Veränderung der Disziplin des Zölibats derzeit noch nicht zu erwarten ist, so sind regionale Lösungsvorschläge gefragt, um den Gemeinden regelmäßige Eucharistiefeier zu ermöglichen! Bereits das Zweite Vatikanische Konzil hat erklärt, dass Zölibat und priesterlicher Dienst nicht notwendigerweise zusammengehören. Die jüngsten Aussagen von Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin zum Zölibat und der Briefwechsel von Dr. Wunibald Müller mit dem Vatikan zeigen, wie sehr das Thema auf den Nägeln brennt.
- Es braucht neue Initiativen für den „Diakonat der Frau“, der schon Thema auf der „Würzburger Synode“ war! Auf der Synode in Rom forderte der kanadische Erzbischof Paul-André Durocher eine Debatte über den Diakonat der Frau angesichts der nach wie vor weitverbreiteten Gewalt gegen Frauen.
- Für die Ökumene, vor allem im Hinblick auf das Reformationsjubiläum 2017, sind weitere konkrete Schritte nötig wie wechselseitige Zulassung zu Eucharistie und Abendmahl sowie die Anerkennung der Ämter. Die sichtbare Trennung der christlichen Konfessionen bleibt ein Skandal, auch angesichts der Weltlage und weltweiten Christenverfolgungen.
- In der derzeitigen innenpolitischen Debatte ist den wachsenden Widerständen gegenüber Geflüchteten in Wort und Tat zu begegnen, so wie es Kern der christlichen Botschaft ist. Mit der aktuellen Flüchtlingskrise ist eine Zeitenwende angesagt. Erst wenn wir akzeptieren, dass wir es mit einer globalen Wanderbewegung zu tun haben, werden wir fähig zu handeln, auch im Umgang mit fremden Kulturen und im weltweiten Verbund der Menschheit.

- In den einzelnen Diözesen und in Deutschland muss endlich ein breiter Dialogprozess beginnen, der dem synodalen Anspruch wirklich gerecht wird. Der nach dem Aufdecken der Vertuschung sexualisierter Gewalt im Jahr 2010 von Ihnen einberufene fünfjährige unverbindliche Gesprächsprozess hat allenfalls das Kommunikationsklima mit den ohnehin Engagierten verbessern können, aber keine konkreten Ergebnisse hervorgebracht.

Die KirchenVolksBewegung wünscht der Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz den Mut, neue Wege zu gehen. Jetzt geht es darum, zusammen mit Papst Franziskus endlich die Visionen des Zweiten Vatikanischen Konzils konkret in die heutige Zeit umzusetzen. Die Deutungs-hoheit über den Weg der Kirche darf nicht den von Angst und Mutlosigkeit geleiteten Gegnern jeder Reform überlassen werden! Ihr Handeln wird daran zu messen sein, wie sehr Sie alle bereit sind, synodale Prozesse endlich wieder auf allen kirchlichen Ebenen in Deutschland zu praktizieren.

Mit geschwisterlichen Grüßen

Sigrid Grabmeier Ilona Schwiermann  
Christian Weisner für das Bundesteam der  
KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche*

\*\*\*

Maria Hollering-Hamers

**„Das haben wir nicht ge-  
wusst“**

**Sexueller Missbrauch in  
der römisch-katholischen  
Kirche der Niederlande**

Nachbetrachtung zum Deetman-  
Bericht von 2011

---

„Sexueller Missbrauch bei den Regensbur-  
ger Domspatzen“ - das ging in diesen Tagen

wieder mehrfach durch die deutsche Medi-  
enlandschaft. Und dazu auch der Aus-  
spruch von Papstbruder Georg Ratzinger  
(30 Jahre Chef des weltberühmten Cho-  
res), er habe davon „nichts gewusst“!!

Dieser Satz „Das haben wir nicht gewusst“  
war der erste deutsche Satz, den ich als  
Grundschulmädchen in unserem südnie-  
derländischen Dorf gelernt habe. Er kam  
„von der Straße“, also man hörte ihn von  
Mitschülerinnen, bei denen zu Hause über  
den Krieg gesprochen wurde. „Das haben  
wir nicht gewusst“: bevor ich auch nur ein  
Wort Deutsch konnte oder irgendetwas mit  
Deutschland zu tun hatte, kannte ich die-  
sen historisch „belasteten“ deutschen Satz!

Als ich mich nun aufgemacht habe, um  
nachzuforschen, was sich in meinem  
„Heimatland“, den Niederlanden, in Sachen  
„Aufarbeitung“ der an Kindern und Ju-  
gendlichen verübten Sexualverbrechen  
während der vergangenen fünf Jahre getan  
hat, hörte ich diesen Satz wieder!

2010 wurden wir hier in Deutschland aufs  
Heftigste mit dem Thema „sexueller Miss-  
brauch“ konfrontiert. Der Jesuitenpater  
Klaus Mertes brach das Schweigen und leg-  
te die ihm aus den Ordensschulen bekann-  
ten Fälle auf den Tisch. Eine neue Heran-  
gehensweise in der katholischen Kirche.  
Denn obwohl man (MANN) seit Jahren vie-  
les wusste, wurde konsequent geschwiegen.  
Geschützt wurde der „gute Ruf“ (?) der In-  
stitution Kirche. Den Tätern wurde schüt-  
zend die Hand über den Kopf gehalten, Op-  
fer wurden nicht gehört oder gar zu Tätern  
gemacht. Pädophile Priester wurden ver-  
setzt und fingen ihre schmutzigen und  
menschenverachtenden Spielchen woan-  
ders neu an. Hunderten von Jungen (und  
auch Mädchen) wurden fürs ganze Leben  
Leid und Schmerzen zugefügt, ihre Intim-  
sphäre wurde schwer geschädigt und die  
Täter blieben auf freiem Fuß!

Leider war das nicht nur hierzulande so,  
sondern fast überall dort, wo die römisch-  
katholische Kirche ihren Einfluss hat. Im  
Internet wimmelt es nur so von Ländern,  
in denen man sich an diesem Thema ab-  
strampelt – mit mehr oder weniger Offen-  
heit, mit mehr oder weniger Ehrlichkeit  
und Bereitschaft, endlich „alle Fakten auf  
den Tisch zu legen“.

In den Niederlanden spielte dieses abscheuliche Thema vor allem in den Jahren 2010 und 2011 eine große Rolle, weil da die „Commissie Deetman“ ihre Arbeit aufnahm. Der ehemalige Bildungsminister, Wim Deetman, hatte den Auftrag bekommen, einen Bericht über die vielen Fälle von sexuellem Missbrauch in den Niederlanden zu verfassen. Er machte seine Arbeit gewissenhaft und brachte ans Licht, dass zwischen 1945 und 1981 10.000 bis 20.000 Kinder und Jugendliche Opfer von sexueller Gewalt in Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche wurden - in Waisenhäusern, Internaten, Seminaren. Ex-Minister Deetman dazu: „Die Behauptung ‚Das haben wir nicht gewusst‘ kann so nicht stehen bleiben. Man war involviert und wusste sicherlich, was los war. Man versuchte zwar Lösungen zu finden, aber das ist nicht gelungen. Bei dem ganzen Prozedere hatte man die Täter im Blick, die Opfer aber kaum. Hier spielt auch die Autoritätsfunktion des Priesters eine wesentliche Rolle: manche konnten einfach nicht glauben, dass Priester solche Fehler begangen hatten!“

Kardinal Adrianus Simonis (85), der damalige Erzbischof der Niederländischen Kirchenprovinz, äußerte sich in einem TV-Interview. Und tatsächlich sagte er diesen berühmten Satz, auf Deutsch (!!!): „Das haben wir nicht gewusst!“ Und fügte auf Niederländisch hinzu: „Deze zin is heel beladen – dieser Ausspruch ist (historisch) sehr belastet“!

In Kommentaren dazu las ich: „Simonis sieht die Wirklichkeit durch die Brille der ‚objektiven Wahrheit‘ der römisch-katholischen Kirche und vor dem Hintergrund seiner eigenen gutbürgerlichen Abstammung. Was außerhalb dieses Blickkreises fällt, wird von ihm verurteilt, und am Alten, am Vertrauten wird krampfhaft festgehalten“ (Emil Hakkenes, 2014). Und: „Das Auftreten von Kardinal Simonis ist bezeichnend für die römisch-katholische Kirche“ (Guido Klabbers).

Da ich aus einer „super-gut-katholischen Familie“ in den südlichen Niederlanden, Provinz Nord-Brabant, stamme, wäre es schon fast ein Wunder, wenn auch „wir“ nicht irgendwie in diese Sache involviert gewesen wären! Zwei meiner Brüder gingen als 12-jährige aufs „Klein-Seminarie“, ein

katholisches Internat für Priesteranwärter, das ca. 40 km von zuhause gelegen war. Es war ja „Ehrensache“, dass katholische Eltern mit drei Töchtern und drei Söhnen wenigstens einen davon zum Priesteramt animierten. Wenn's zwei waren: umso besser! Was dem jüngsten der beiden dort vor genau 50 Jahren, 1966, passierte, das hat keine(r) aus der Familie erfahren. Erst 2008, unser Vater war schon verstorben und die Mutter hatte sich entschlossen, in ein Altersheim zu ziehen, erzählte er mit zwei, drei kurzen Bemerkungen in einer familiären Runde über seine Erfahrungen mit sexuellen Übergriffen im Seminar. Wir alle, besonders unsere Mutter, waren entsetzt. Warum hatte er nie etwas erzählt? Jetzt habe ich nachgefragt und er gab Auskunft mit der Begründung: „Es ist alles so lange her, ich finde, das kann jetzt ruhig mal gesagt werden. Und, so meinte er, glücklicherweise hat es mein Leben nicht zerstört. Ich habe später als Erwachsener nicht so sehr darunter gelitten“. Seine Geschichte fängt harmlos an: am ersten Tag im „Klein Seminarie“ hat er mit einem Fußball eine Fensterscheibe zu Bruch gehen lassen und wurde dadurch ein kleiner „Held“. Auf diesen „Held“ wurde dann ein größerer Schüler aufmerksam, kam in der ersten Nacht in seine Kammer und nötigte ihn zu sexuellen Handlungen. Er war zu klein, zu jung noch, um richtig zu verstehen, was da passierte, es war ihm aber sehr unangenehm. Das ging einige Monate so, und als es aufflog und er zum Direktor beordert wurde, war er es, der kleine Junge, der die Schimpfe und die Strafe abbekam, nicht der große Mitschüler. Verteidigen konnte er sich nicht. Es wurde einfach nicht hingehört!

Ab dem ersten Tag dort wollte mein Brüderchen nach Hause, nicht in diesem Internat bleiben. Aber er traute sich nicht den Eltern zu erzählen, warum! Deshalb fing er zu klagen an, dass er Heimweh hätte. Nach dem ersten Jahr fanden unsere Eltern eine andere Schule für ihn, auch katholisch, in der nahe gelegenen Stadt. Dort fing dann eine neue Geschichte an. Ein junger pädophiler Pater setzte sich oft ganz nahe zu ihm, legte seine Hand auf sein Knie oder um seine Schultern. Auch diese unerwünschte Nähe war meinem Bruder

unangenehm. Nach einigen Monaten ließ der Pater von ihm ab und suchte sich ein neues Opfer.

Als ich ihn jetzt fragte: „Aber warum hast Du nicht mit den Eltern gesprochen?“, war die auch in den Medien immer wieder gehörte Antwort: „Sie hätten mir nicht geglaubt. Ich schämte mich so, ich wusste nicht, wie ich darüber reden sollte“.

Ja, da hat er wahrscheinlich Recht gehabt: mein Vater hätte ihm wohl wirklich nicht geglaubt. Alles was „Kirche“ war, alles was von Rom kam, war unbesehen gut und richtig. Kritik war nicht zulässig!

Unsere Mutter mag da anders gedacht haben, aber es hätte zu Streit und Problemen in der Familie geführt, das hat mein kleiner Bruder intuitiv gewusst – und deshalb geschwiegen.

Die von den niederländischen Bischöfen eingerichtete „Meldestelle für sexuellen Missbrauch“ sollte schon Mitte 2014 wieder geschlossen werden. Frauenorganisationen und Ex-Minister Deetman protestierten, es wäre noch zu früh. Bis Mai 2015 blieb dann diese Anklage-Stelle geöffnet. Man nimmt an, dass spätestens Ende 2016 die Behandlung aller eingegangenen Klagen abgeschlossen sein wird.

Bis zum 1. Mai 2015 gingen bei der Meldestelle 2.096 Anzeigen ein, davon wurden 900 als begründet eingestuft. 794 Opfer bekamen ein Schmerzensgeld - „compensatie“ genannt. Der höchste Kompensationsbetrag, der bezahlt wurde, betrug 100.000 €. Im Ganzen hat die römisch-katholische Kirche der Niederlande 20 Millionen Euro an „Kompensationen“ ausgezahlt! Ein erstaunlich hoher Betrag für eine „arme Kirche“! Die römisch-katholische Kirche in den Niederlanden kennt keine Kirchensteuer und muss von dem existieren, was Kirchenmitglieder an freiwilligen Beiträgen spenden. Damit steht sie wirklich ganz anders da als die deutsche Kirche, von der wir während der vergangenen Monate lasen, wie viele Millionen, gar Milliarden Euros sie auf der hohen Kante hat!

Momentan wird in den Niederlanden noch über 211 Fälle beraten. Sonst ist es jetzt, fünf Jahre nach dem Deetman-Report, ruhig geworden um dieses Thema und es

kommen kaum noch neue Missbrauchsmeldungen herein.

Natürlich spielte auch bei den Untersuchungen der Kommission Deetman die Frage nach dem Zölibat eine Rolle: könnte der Zölibat eine Ursache für den häufigen sexuellen Missbrauch in der Kirche sein?

Obwohl Kardinal Simonis dies vehement verneinte, sind Experten überzeugt, dass dort sicherlich auch eine der Ursachen gesucht werden muss. Menschen, die in einem unreifen Alter diese Richtung für ihr Leben wählen, die sich nicht ausreichend mit ihrer eigenen Sexualität auseinandergesetzt haben und die meiste Zeit ihres Leben in männlichen „Monokulturen“ verbringen, sind wahrscheinlich einem größeren Risiko ausgesetzt, einen solchen Ausweg für ihre Sexualität zu suchen. Abschließend untersucht und empirisch geprüft wurde diese These bis heute nicht.

Einen Höhepunkt erreichte der ganze Skandal dann noch, als 2011 auch der Fall um Joannes Gijssen, dem ehemaligen Bischof von Roermond, bekannt wurde. Es kam ans Licht, dass er in seiner Kaplanszeit schutzbefohlene Jungen missbraucht und sich als Voyeurist betätigt hatte. Fast zeitgleich wurden Adrianus Simonis und Joannes Gijssen in den ersten Jahren nach dem II. Vatikanischen Konzil, gegen den erklärten Willen der niederländischen Katholiken, in das Bischofsamt eingesetzt, um die Begeisterung der katholischen Bevölkerung für die Neuerungen des Konzils zu dämpfen. Der römischen Kirchenleitung ging das in dem kleinen europäischen Ländchen alles zu schnell. Anstatt sich über diesen Enthusiasmus aufrichtig zu freuen, fing man an zu bremsen. Und die Bremser hießen Simonis und Gijssen!

Niederländer sind da anders als Deutsche. Sie sind weniger die braven Bürger, die andauernd „nach oben schauen“ und sich fragen, was sie nun eigentlich dürfen oder nicht dürfen. Niederländer schauen ganz pragmatisch, was ihnen gut tut, was zu ihnen passt, was Freude macht. Und das war der neue Stil, den Glauben zu feiern! Den wollten sie sich nun nicht wieder kaputt machen lassen von zwei nicht erwünschten Bischöfen. So kam es zu einer turbulenten nachkonziliaren Zeit in der niederländischen Kirchenprovinz. Ich er-

innere mich noch sehr gut an die vielen Priester, die ihr Amt aufgaben, weil sie heiraten wollten. Sie hatten die priesterliche Laufbahn gewählt in der Überzeugung, dass der Pflichtzölibat nun bald aufgehoben werden würde. Das war dann aber nicht der Fall, und sie zogen die Konsequenzen ... Auch im Kirchengemeindevolk waren die Enttäuschungen groß. Man wollte sich nicht wieder gängeln lassen, nachdem man eigentlich doch zum „Volk Gottes“ mit gleicher Würde und gleichem Wert, „befördert“ worden war!

Da Rom es damals wie heute nicht gelernt hat, aufs Volk zu hören, die Menschen ernst zu nehmen und ihre berechtigten An- und Einsprüche zu berücksichtigen, konnte das nur schief gehen. Die Resultate sieht man 50 Jahre später in aller Klarheit. Aus „het rijke roomse leven“, dem reichen römischen Leben, das es zu meiner Jugendzeit und davor gegeben hatte, ist fast nichts mehr geblieben. Die rk Kirche in den Niederlanden ist an ihrem Ende angekommen. Hunderte Kirchen werden geschlossen, abgerissen oder anderen Zwecken zugeführt. Gemeinden werden in solchem Umfang zusammgelegt, dass der Zusammenhalt einer Pfarrei nicht mehr gegeben ist. Als ein Beispiel sei hier meine Geburtsstadt Tilburg genannt (ca. 220.000 Einwohner). Als ich ein Kind und eine Jugendliche war, gab es dort ca. 27 Pfarreien, blühende Gemeinden. Ab 2015 gibt es noch zwei Großgemeinden.. Bei diesen Zusammenlegungen handelt es sich zwar nicht um sexuellen Missbrauch, aber doch auch um eine Form von Missbrauch, nämlich um Machtmissbrauch. Das hat eine andere Qualität, ist aber fast genau so vernichtend.

So haben die Kirchenleitungen, sowohl in Rom als auch vor Ort in den Niederlanden, ihre Glaubwürdigkeit aufs Spiel gesetzt, konkreter: sie haben diese verspielt! Mit verheerenden Konsequenzen für die Kirche.

Ich frage mich: Tut es mir Leid, bedauere ich das aufrichtig?

Nein, eigentlich nicht! Ich denke, eine Institution die, sicherlich mitverursacht durch ihre einseitig männlichen, autoritären und absolutistischen Leitungsstrukturen, so vieles falsch macht und zu Refor-

men nicht bereit ist, hat es nicht besser verdient.

Was mir aber sehr wohl Leid tut, ist die Tatsache, dass nun auch die Chancen auf eine kontinuierliche Weitergabe des Glaubens an eine nächste Generation äußerst gering geworden sind.

Denn nach wie vor bin ich überzeugt, dass die Botschaft, die wir von Jesus erhalten haben, eine frohe und mutmachende ist, eine Botschaft, die Menschen in ihrem Leben Orientierung, Hoffnung und Stärke geben kann. Für mich, für mein Leben fasse ich sie in drei Begriffen zusammen: Liebe, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Wenn viele Menschen diese drei Worte in ihrem Leben zentral stellen würden, bräuchten wir keine 1.752 Kirchenrechtsparagrafen. Leider war für die Täter in den Missbrauchsfällen keiner dieser drei Begriffe relevant genug!

\*\*\*

Paul Glotter

## **Sexualverbrechen in der Kirche.**

Sollten die Kardinäle Pell und Müller zurücktreten?

---

Katholische Bischöfe haben sich weltweit des fahrlässigen bzw. extrem fahrlässigen Umgangs mit Sexualverbrechern schuldig gemacht. Sie haben klerikale Triebtäter nach sogenannten „therapeutischen Auszeiten“ immer und immer wieder in neue Pfarreien oder sonstige kirchliche Einrichtungen versetzt, wo sie unter Kindern und Jugendlichen neue Opfer fanden und deren Leben zerstörten. Sie haben die Anklagen der Geschädigten und die Erklärungen von Zeugen oft zynisch zurückgewiesen und die angeblichen „Nestbeschmutzer“ nicht selten aufs Übelste beschimpft und zum Schweigen gebracht.

Viele dieser Bischöfe haben ihr Verhalten inzwischen zutiefst bedauert, erinnern aber gleichzeitig daran, dass sie in den vergangenen Jahren „von Rom halt doch unter gewaltigen Druck gesetzt worden waren“.

Immerhin hatte am 18. Mai 2001 der damalige Chef der Glaubensbehörde, Kardinal Joseph Ratzinger, in einem Schreiben an alle Bischöfe („Epistula de delictis gravius“) die von Klerikern verübten Sexualverbrechen unter die „päpstliche Geheimhaltung“ gestellt und darin ausdrücklich betont, dass bei einem Zuwiderhandeln mit schweren Kirchenstrafen gerechnet werden müsse. Keine Transparenz also, keine Zusammenarbeit mit staatlichen Untersuchungs- und Strafverfolgungsbehörden. „Wir regeln das kirchenintern“, hieß es.

Wir können es im Nachhinein einfach nur sprachlos zur Kenntnis nehmen, dass selbst die 1999 gesendete dreiteilige Dokumentations-Serie der inzwischen verstorbenen irischen Fernsehautorin Mary Raftery „States of Fear“ für Ratzinger und für Papst Johannes Paul II. nicht Grund genug war, die vatikanische Geheimhaltungs-Politik endgültig zu stoppen und bei der Aufklärung und Strafverfolgung aller in kirchlichen Einrichtungen begangenen Sexualverbrechen mit den zuständigen staatlichen Behörden eng zu kooperieren. Mary Raftery hatte ihre Landsleute in wahre „Abgründe der Unmenschlichkeit“ blicken lassen, als sie über die systematische Gewalt gegen Minderjährige in den von Orden und Bistümern geführten Werkstätten, Waisenhäusern und sonstigen schulischen Einrichtungen berichtete.

Soweit uns bekannt ist, hat sich Ratzinger wegen des unglückseligen Schreibens von 2001 weder bei den Opfern noch bei deren Familien öffentlich entschuldigt.

Erst als der ehemalige Erzbischof von München und Freising 2005 zum Papst gewählt worden war und dann schon sehr bald neue Hiobsbotschaften aus Deutschland (Missbrauch in Ordens-Internaten), aus den Niederlanden (vgl. in diesem Heft unseren Bericht „Das haben wir nicht gewusst“) und einmal mehr aus Irland mit dem sogenannten „Cloyne Report“ (2011) kamen, war man im Vatikan zu „Kurskorrekturen“ bereit.

Bischöfe, so verlautete, seien künftig verpflichtet, staatliche Stellen bei der Aufklä-

rung von Sexualstraftaten in der Kirche „mit allen Kräften“ zu unterstützen. Dies geschieht seitdem eher schlecht als recht, zumal von einer ehrlichen „Aufarbeitung“ der Missbrauchsfälle kaum die Rede sein kann.

Typisches Beispiel: In Hildesheim wird „Anne“ von dem ehemaligen Jesuiten Peter R. sexuell missbraucht. Sie ist 11, als das zum ersten Mal geschieht. Der Wiederholungstäter, der sich in seiner Zeit als Lehrer im Canisius Kolleg der Jesuiten in Berlin bereits an über 100 Schülern vergangen hatte (dafür aber nie zur Rechenschaft gezogen wurde!), ist mit den Großeltern von „Anne“ befreundet. Nachdem „Anne“ in Begleitung einer Lehrerin im Ordinariat des Bistums Hildesheim „ausgepackt“ hatte, kommt Peter R. 2013 in Berlin (wo er noch immer wohnt) vor ein Kirchengesicht, das ihn zu einer Geldstrafe von 4.000 Euro (in die Bistumskasse) verurteilt. Weder das Opfer noch dessen Familie erfahren aus offizieller Quelle vom Prozess und seinem Ausgang.

Mit anderen Worten: Kleriker sitzen über Kleriker zu Gericht. Was die Opfer zu sagen haben, ist unerheblich, und wir können dann in diesem wie auch in anderen Fällen einfach nur rätseln, warum der Prozess aus „mangelndem öffentlichen Interesse“ eingestellt wurde?

Transparenz? Einfühlsamer Umgang mit den Opfern? Gerechtigkeit für junge Menschen, deren Lebensträume im wahrsten Sinn des Wortes zertrümmert wurden?

Wie ernst es der Amtskirche wirklich um die „Aufarbeitung“ der an Kindern und Jugendlichen begangenen Sexualstraftaten ist, wird sich in Zukunft vorallem auch daran ermessen lassen, wie schnell der Vatikan und das bei der Glaubensbehörde angesiedelte „Missbrauchs“-Gericht Bischöfe zum Rückzug auffordern, die sich durch die Inschutznahme von Serientätern mitschuldig gemacht haben.

Wir geben dem Jesuiten Klaus Mertes Recht, wenn er in einem Interview mit dem „Kölner Stadt-Anzeiger“ (01.03.2016) die Auffassung vertritt, dass Kardinal Gerhard Ludwig Müller ein „Glaubwürdigkeits-Problem“ habe, wenn er in Rom über klerikale Sexualstraftäter zu Gericht sitzt, wo er doch 2007 als Bischof von Regensburg wider besseres Wissen den Pfarrer Peter K.,

der sich zwischen 2004 und 2007 schon 22 mal an Kindern sexuell vergangen hatte, in die Pfarrei Riekofen versetzte und es dann dort nach einem erneuten Rückfall von Peter K. nicht für nötig fand, mit den Eltern des Opfers zu sprechen.

Ein besonderes Kompliment geht von hier auch an den Briten Peter Saunders (in seiner Kindheit selbst Opfer eines klerikalen Triebtäters), den Papst Franziskus 2014 zusammen mit dem irischen Missbrauchsoffer Marie Collins in die 17-köpfige Päpstliche Kinderschutz-Kommission nach Rom berufen hatte. In mehreren Statements hatte er den sofortigen Rücktritt des australischen Kardinals George Pell gefordert, der über die Vatikan-Financen wacht.

„Pell ist kaltherzig, er ist hinterhältig und er ist ein verdammt Lügner“, hatte Saunders gesagt. „Er hat in den 1990er Jahren David Ridsdale, der von seinem Onkel Gerald Ridsdale, einem Priester des Bistums Ballarat, sexuell missbraucht worden war, 50000 Dollar Schweigegeld angeboten und das zwischendurch immer wieder abgestritten!“

Dass Peter Saunders freundlich gebeten wurde, sich fürs erste mal von der Kommission zu verabschieden, weil es dort nicht „angemessen“ sei, Urteile dieser Art zu fällen, zeigt nur allzu deutlich, wie weit wir in Sachen „Missbrauch“ von kirchenrechtlichen und strukturellen Reformen entfernt sind.

\*\*\*

Magnus Lux

## Offener Brief

---

*Der folgende Brief ist eine Antwort auf ein Interview von Bischof Oster.*

Sehr geehrter Herr Bischof Oster,

Ihr Interview „Was sagt die Kirche zum Sex?“ in "Christ und Welt" 50/2015 hat mich sehr betroffen gemacht, und das in

vielerlei Hinsicht. Lassen Sie mich das in ein paar Punkten begründen.

1.

Es ist erstaunlich, mit welcher Unbedarftheit Sie mit biblischen Texten umgehen, so, als könnten wir sie wortwörtlich nehmen und sozusagen buchstäblich ins Heute übertragen. Sie fragen nicht nach einer Exegese, die die biblischen Texte in ihrer Zeitbezogenheit zu verstehen versucht, um sie so den Menschen heute nachvollziehbar und als Richtschnur für ihren Glauben annehmbar zu machen. Es ist eine Überheblichkeit, so zu tun, als sei das, was die Kirchenleitung heute sagt, von Jesus schon genau so gemeint gewesen. Ihre Schlussfolgerung „entweder Sex nur in der Ehe oder gar kein Sex“ entbehrt jeder biblischen Grundlage.

2.

Es ist erstaunlich, mit welchen Scheuklappen Sie durchs Leben gehen, wenn Sie apodiktisch sagen: „Es geht doch gerade nicht um ein Glück ausschließlich in dieser Welt“ und damit das Glück in dieser Welt im Grunde geringachten. Sie sehen nicht, dass es auch ein „Leben vor dem Tod“ gibt. Nach Jesu Botschaft ist das Reich Gottes schon jetzt angebrochen, wird bruchstückhaft verwirklicht und eschatologisch vollendet. Die Suche danach, wie es dem Menschen gelingt, ein erfülltes Leben in seiner von Gott gegebenen Sexualität zu finden, als „romantische Liebe“ und „eine Art Ersatzreligion“ zu sehen, ist bezeichnend für das, was ich Scheuklappendenken nenne.

3.

Es ist erstaunlich, mit welcher Unverfrorenheit Sie „Kirche“ mit sich oder meinetwegen mit der gesamten Kirchenleitung gleichsetzen, wenn Sie sagen: „Die Kirche weiß durch die Offenbarung nicht nur tiefer, wer Gott ist; sie weiß auch, weil Gott Mensch geworden ist, tiefer, wer der Mensch ist und wohin der Mensch geht“ und in gleichem Atemzug abschätzig äußern, dass „hinter dem ZdK-Papier nicht die Weiterentwicklung der Lehre (steckt), sondern der Wunsch nach einer neuen Anthropologie.“ Es stehe nicht mehr auf dem Boden der Lehre. Sie nehmen damit den „sensus fidelium“ nicht ernst und po-

chen auf eine immer schon so da gewesene unabänderliche, weil „wahre“ Lehre. Wenn Sie in die Geschichte der Kirche schauen, müssen Sie sich eines anderen belehren lassen.

4.

Es ist erstaunlich – oder nach den bisherigen Einlassungen eigentlich nicht mehr erstaunlich – wie Sie mit der „Unauflöslichkeit der Ehe“ umspringen. Sicher ist die Ehe in den „Bund Gottes mit den Menschen“ einbezogen. Gott nimmt seine Liebe nie zurück. Aber daraus schlusszufolgern, dass Menschen, die nach einer gescheiterten Ehe wieder geheiratet haben und eine neue ethische Verpflichtung, auch Kindern gegenüber, eingegangen sind, aus diesem „Bund Gottes mit den Menschen“ herausgefallen seien und deshalb nicht mehr zur Kommunion gehen dürften, ist eine Aufgeblasenheit der Kirchenleitung, die sich über die Menschen erhebt, die doch im „gemeinsamen Priestertum“ Verantwortung für den in unserer Welt gelebten Glauben haben. Wer gibt jemandem, der nicht in Situation der Ehe lebt, zölibatären Männern also, das Recht, anderen schwere Lasten aufzubürden, die sie selbst nicht zu tragen bereit sind? Nur Gott ist in seiner Liebe absolut, wir Menschen können uns dieser Liebe immer nur annähern. Sie statt eines Angebotes Gottes als ein unverbrüchliches Gesetz zu deklarieren, zeugt davon, dass Sie die Botschaft Jesu vom liebenden Gott zum Steinbruch für eine neue Gesetzesfrömmigkeit machen.

5.

Es ist erstaunlich, wie Sie die Möglichkeit der Eheannullierung sehen: „Deshalb ist es auch wichtig, genau zu prüfen, ob eine sakramentale Ehe gültig zustande gekommen ist, ob diese Ehe wirklich von Gott verbunden wurde. Von Gott her gedacht ist die Ehe unauflöslich, nicht von uns her. Man kann ihn nicht so einfach daraus verabschieden.“ Ehe ist doch ein lebenslanger Prozess, nicht der einmalige Akt des Eheversprechens. Kein Wunder, wenn die „Eheannullierung“ in dieser Form von den Menschen als „Scheidung auf katholisch“ bezeichnet wird. Man kann nicht sein ganzes bisheriges Leben, man kann nicht seine

kann eine Ehe „unauflöslich“ sein, wenn sie de facto nicht mehr existiert, wenn die Liebe einfach abhanden gekommen und nicht mehr erneuerbar ist, wenn die Beziehung also „tot“ ist, vielleicht gar durch ständige Gewalt der Partnerin oder den Kindern gegenüber? Was bleiben muss – und das wäre eine sinnvolle Deutung von „unauflöslich“ – ist die lebenslange Verantwortung für den Menschen, mit dem ich einmal in Liebe verbunden war, und vor allem die Verantwortung für gemeinsame Kinder.

6.

Und schließlich ist es erstaunlich, mit welcher Arroganz Sie sich selbst in den Mittelpunkt stellen und zum alleinigen Maßstab machen, wenn Sie sagen: „Aber das, was ich jetzt vertrete, habe ich nicht erst als Bischof vertreten. Ich habe so etwas wie Bekehrung erlebt, schon lange. In volkskirchlichen Strukturen und womöglich auch in ZdK-Strukturen hat das Wort »Bekehrung«, das biblisch so wichtig ist, nach meiner Wahrnehmung kaum noch einen Klang. Verändert der Glaube mein Leben?“ Wollen Sie Menschen, die durch die Taufe neu geboren und in die Gemeinschaft mit Christus und seiner Kirche geführt worden sind, denen eine christliche Erziehung den Blick für das Wesentliche geöffnet hat und die durch ein bewusstes Ja dazu als Christinnen und Christen leben, absprechen, dass der Glaube ihr Leben verändert – verändert in dem Sinne, dass sie in ihrem Leben immer tiefer in ihn eindringen und ihn zum Maßstab für ihr Reden und Tun machen?

Sehr geehrter Herr Bischof Oster, von einem Bischof erwarte ich, dass er auf die Menschen in ihren jeweiligen Lebenssituationen zugeht und sie ernstnimmt, dass er also nicht schon von vornherein weiß, was richtig ist, nur weil er „von Amts wegen“ spricht. Wer die „Zeichen der Zeit“, von denen das Zweite Vatikanische Konzil spricht, als Bischof nicht sehen will, wer das „aggiornamento“ des Konzilspapstes Johannes XXIII. als billige „Anpassung an den Zeitgeist“ verunglimpft, der läuft Gefahr, dass er in den Augen der Menschen seine Legitimität als Bischof verliert.

Es ist meiner Meinung nach an der Zeit, dass die Bischöfe das „Jahr der Barmher-

zigkeit“ ernstnehmen und nicht ein starres Lehrgebäude mit dem Glauben verwechseln. Gott sei Dank gibt es schon viele Bischöfe, die sich das auf ihre Fahne geschrieben haben.

Mit geschwisterlichen Grüßen

Magnus Lux

\*\*\*

Das Interview

## Rita Waschbüsch: "Der Ausstieg war ein Unglück"

*DONUM VITAE ist ein bürgerlich-rechtlicher Verein, der im September 1999 von Laienkatholiken gegründet wurde, nachdem die Bischöfe der Bundesrepublik Deutschland auf Drängen von Papst Johannes Paul II. aus dem gesetzlichen Schwangerschaftsberatungs-System ausstiegen waren. In seinen Statuten sagt der Verein, dass er „sich auf den Grundlagen des christlichen Menschenbildes für den Schutz des ungeborenen Lebens und die Würde von Frau, Mann und Kind einsetzt“.*

*Über den Alltag in den Beratungsstellen von DONUM VITAE sowie über den anhaltenden Konflikt des Vereins mit der Amtskirche befragte unser Redaktionsmitglied Horst Hohmann die Bundesvorsitzende und Gründungsmitglied des Vereins, Rita Waschbüsch. Die CDU-Politikerin war Mitglied des saarländischen Landtags, von 1974-1977 Sozialministerin der Saarländischen Landesregierung und von 1978-1994 Vizepräsidentin des Landtages; von 1988 bis 1997 war sie als erste Frau Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), von 1996 bis 2004 gehörte sie dem Fernsehrat des Zweiten Deutschen Fernsehens an.*

**Frage:** Frau Waschbüsch, wie die meisten Mitglieder von DONUM VITAE sind sie katholisch aufgewachsen und haben nie einen Hehl daraus gemacht, dass Sie Ihre Kirche lieben. Als die deutschen Bischöfe 1999 auf

Drängen von Papst Johannes Paul II. aus der gesetzlichen Beratung ausstiegen, haben Sie und viele andere Laienchristen diesen Schritt aus Gewissensgründen nicht mitvollzogen und den Verein DONUM VITAE gegründet. Schon sehr bald wurden Sie von Erzbischof Johannes Dyba sowie von Kardinal Joachim Meisner ehrabschneidend „mit Mördern in eine Ecke gestellt“, wurden der Ausstellung von „Tötungslizenzen“ (Beratungsscheinen) bezichtigt und generell wie „Aussätzige“ behandelt. Erzählen Sie, was Sie auf Grund dieser Behandlung durch die Amtskirche 1999 und in den Jahren danach empfunden haben.

**Antwort:** Außer Erzbischof Dyba von Fulda hatten sich alle Diözesanbischöfe damals für den Verbleib ihrer Caritas- und SKF-Beratungsstellen im staatlichen System ausgesprochen und sich zunächst heftig gegen das Ausstiegsansinnen des Vatikans gewehrt. Umso erstaunlicher war tatsächlich die abwehrende Reaktion einiger auf die Gründung von DONUM VITAE durch katholische Laien.

Der von Ihnen zitierte Sprachgebrauch war hanebüchen, aber vor allem beliebt bei einer Würzburger Zeitung (Anm. der Redaktion: „Die Tagespost“) und Eiferern aus sog. Lebensrechtsgruppen. Ich denke, dass unsere gelassenen Reaktionen auf manche kränkenden Angriffe und Ausgrenzungen aus der Gewissheit notwendigen und richtigen Handelns herrührten.

Übrigens haben uns solche Attacken oft Zuspruch und zusätzliche Spenden beschert, auf die wir ja dringend angewiesen sind.

**Frage:** Immerhin war kein Geringerer als Joseph Ratzinger schon einmal der Ansicht, dass unser Gewissen über dem Papst steht ...

**Antwort:** Diese Überzeugung - das sorgfältig gebildete Gewissen als höchste Instanz - gilt in der katholischen Kirche schon spätestens seit Thomas von Aquin.

**Frage:** Haben Sie die Gründe für die Entscheidung von Johannes Paul II. sowie für den Unterwerfungsakt der deutschen Bischöfe je nachvollziehen können?

**Antwort:** Ich sehe im damaligen Ausstieg der Kirche aus der Konfliktberatung nach wie vor ein Unglück. Der Papst nannte keine theologischen oder kirchenrechtlichen

Bedenken, sondern pastoral-praktische für seine Ausstiegsbitte. Als Grund wurde die Gefahr des Missverstehens der amtskirchlichen Beteiligung an der staatlichen Schwangerschaftskonfliktberatung angeführt. Sie würde Zustimmung zum Abbruch signalisieren. Diese angebliche "Verdunkelung des Zeugnisses der Kirche vom Leben" wurde von Scharfmachern aus Deutschland, die schon lange vor allem gegen den vermeintlich zu laschen Kardinal Lehmann Stimmung machten, nach Rom kolportiert. Im Vatikan hat man wohl auch die Chance für das Leben nicht gesehen, die in der Pflichtberatung enthalten ist.

Der immer als Dilemma angesprochene "Schein" enthält lediglich eine Bestätigung der stattgefundenen, gesetzlich vorgeschriebenen Beratung, die ja als Ziel ausdrücklich den Erhalt des Lebens benennt.

**Frage:** Frau Waschbüsch, sagen Sie uns in ein paar knappen Sätzen, wieviele Beratungsstellen von DONUM VITAE es derzeit in Deutschland gibt, wie sich das Beratungsprogramm in den vergangenen Jahren entwickelt hat und wieviele Frauen bzw. Ehepaare beispielsweise 2015 zur Schwangerschaftskonfliktberatung gekommen sind. Erläutern Sie in diesem Zusammenhang auch den Begriff „Anonyme Geburt“.

**Antwort:** Wir hatten an über 200 Beratungsorten in den letzten Jahren immer mehr als 50.000 Neuberatungsfälle, davon zwischen 30 % und 40% Konfliktberatungen. Die Präventionsarbeit erreichte in 6.000 Veranstaltungen über 85.000 Jugendliche.

Außerdem gibt es spezielle Beratung vor und nach pränataldiagnostischen Untersuchungen, Beratung für geistig behinderte junge Menschen, Kinderwunschberatung und eine bundesweite online-Beratung. Die Vertrauliche oder Anonyme Geburt hat DONUM VITAE in Bayern und im Saarland seit langem für Ausnahmefälle angeboten. Wir sind froh, dass es dafür seit letztem Jahr einen rechtlichen Rahmen gibt, um den wir sehr gerungen haben. Wir waren immer der Meinung, dass das grundlegende Recht auf Leben vor dem auch sehr wichtigen Wissen um die eigene Herkunft rangiert.

**Frage:** Alois Glück, Vorgänger von Thomas Sternberg im Amt des Präsidenten Zentral-

komitees der deutschen Katholiken, hat im Oktober vorigen Jahres auf einer Mitgliederversammlung von DONUM VITAE in Bayern versprochen, dass er alles in seinen Kräften stehende tun werde, damit der Konflikt zwischen DONUM VITAE und der Amtskirche beigelegt und der skandalösen Ausgrenzung der Vereins-Mitglieder ein Ende gesetzt werde. Wie schätzen Sie selbst die Chancen für einen „Friedensschluss“ ein?

**Antwort:** Wir gehen, auch dank der intensiven Mithilfe von Alois Glück und anderer, aufeinander zu. Die meisten Bischöfe nehmen den in den letzten Jahren geführten "Gesprächsprozess" in der Kirche erfreulich ernst, auch bezüglich DONUM VITAE.

**Frage:** Frau Waschbüsch, Sie sind mit der langen Geschichte des Verbandskatholizismus und seiner Rolle in unserer Kirche bestens vertraut. Wenn das ZdK von prominenten Vertretern der Amtskirche und vor allem vom Vorstand des erzkonservativen „Forums der deutschen Katholiken“ als überflüssig bezeichnet und angeklagt wird, die Kirche zu „zerneuern“ und in wichtigen Fragen des Glaubens und der Moral längst nicht mehr „auf katholischem Boden“ zu stehen, müssen da Sie und Ihre Freunde im ZdK und wir Laienkatholiken ganz allgemein nicht befürchten, dass sich irgendwann halt doch Christa Mewes, die ehemalige Mitherausgeberin des „Rheinischen Merkurs“, mit ihrer Meinung durchsetzt, die Forderung nach mehr Demokratie in der Kirche sei „Sünde gegen den Hl. Geist“?

**Antwort:** Den von Ihnen genannten Gruppen empfehle ich gerne, die Konzilstexte des II. Vaticanums und auch "Christi fideles laici" von Papst Johannes-Paul II. nachzulesen. Es gab und gibt in der Kirche ja auch immer schon Demokratisches. Der Papst oder die Ordensoberen, die Räte z. B. werden doch gewählt. Kirche als durch die Zeit pilgerndes Gottesvolk hat für verschiedene Epochen immer zeitgemäße Antworten auf Fragen nach grundlegenden Glaubenswahrheiten finden müssen. Vielleicht trauen die Zaghaften dem Hl. Geist zu wenig zu.

\*\*\*

Theo Mechtenberg

## Die neue polnische Regierung vollzieht einen tiefgreifenden Systemwandel

Die Parlamentswahlen vom Oktober 2015 haben „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), die Partei von Jarosław Kaczyński, mit einer Machtfülle ausgestattet, wie es sie im nachkommunistischen Polen bislang nicht gegeben hat. Mit ihrem Regierungsantritt am 16. November 2015 verfügt sie, im Sejm wie im Senat, über die absolute Mehrheit, und mit Andrzej Duda ist ein Präsident im Amt, der ihren Reihen entstammt. Welche Konsequenzen, so fragt man sich, ergeben sich aus dieser Konstellation für Staat und Gesellschaft in Polen?

Als Antwort auf diese Frage bietet sich ein Rückblick auf die Jahre 2005-2007 an, als PiS die Geschicke des Landes bestimmte; allerdings nicht allein, sondern in Koalition mit „Selbstverteidigung“ (SO), der Partei von Andrzej Lepper, und der von Roman Giertych geführten „Liga der Polnischen Familie“, zwei Parteien, die heute auf der politischen Bühne nicht mehr vertreten sind. Damals hatte PiS auf äußerst extensive Weise die Schaltstellen der Macht auf der staatlichen Ebene wie in der Medienlandschaft mit eigenen Leuten besetzt. Die Bildung einer Antikorruptionsbehörde diente ihr vor allem dazu, politische Gegner auszuschalten. Besonders schwerwiegend war ihr Versuch, das Regierungshandeln der Kontrolle des Verfassungsgerichtes zu entziehen und die Justiz ihrer Unabhängigkeit zu berauben, wodurch die für eine Demokratie fundamentale Gewaltenteilung in Frage gestellt wurde. Damit bewegte sich „Recht und Gerechtigkeit“ nicht mehr im Rahmen der Dritten Republik, sondern verfolgte – nach eigener Aussage – das Ziel der Errichtung einer anderen, Vierten Republik. Die Kaczyński-Partei ist damals mit ihrem Projekt gescheitert. Nunmehr unternimmt sie einen neuen Anlauf, ihre einstigen Absichten zu verwirklichen.

## Die Nation steht über allem

Symbole haben mitunter eine besondere Signalwirkung. Als Beata Szydło, die neue Ministerpräsidentin, ihre erste Pressekonferenz hielt, fiel dem Beobachter auf, dass im Rückraum die blaue Fahne der Europäischen Union mit den zwölf Sternen fehlte, die bei derlei Anlässen früher stets neben der polnischen Nationalflagge ihren Platz hatte. Dafür waren die weiß-roten Farben gleich mehrfach vorhanden.

Es wäre eine Fehlinterpretation, würde man in dieser Veränderung eine Absage an die Europäische Union sehen, der Polen vor allem aufgrund der reichlich fließenden EU-Gelder schließlich seinen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt. Es geht der neuen Regierung vielmehr darum, mit diesem Zeichen zu unterstreichen, dass die von ihr verfolgte Politik unter dem Primat der Nation und ihrer – von „Recht und Gerechtigkeit“ definierten – Interessen steht. Damit hebt sich PiS von ihrer Vorgängerregierung deutlich ab, der sie den Vorwurf macht, mit ihrem Liberalismus den „Patriotismus“ sowie die „nationalen Werte“ negiert, anstelle eines heroischen Polen ein falsches, weil negativ getöntes Bild nationaler Vergangenheit vermittelt und mit ihrer Politik Polen ruiniert zu haben.

In der Tat war das von der liberalen „Bürgerplattform“ (PO) unter Führung von Donald Tusk, dem jetzigen EU-Präsidenten, vertretene Gesellschaftsmodell weniger national und stattdessen stark westeuropäisch orientiert. Der von ihr forcierte Modernisierungsprozess führte zu einem Wertewandel, der in Teilen der Gesellschaft Ängste um den Verlust nationaler Identität weckte. Dies hatte in der Endphase der PO-Regierung zu einem von der Kirche geführten, von PiS unterstützten förmlichen Kulturkampf gegen eine *in vitro* regelnde Gesetzgebung, gegen *gender-studies* sowie gegen die Istanbuler Konvention zum Schutz der Familie vor häuslicher Gewalt geführt, weil diese angeblich weniger dem Schutz der Familie diene, sondern eher zu ihrer Zerrüttung beitrage.

Im Unterschied zu dem mehr westeuropäisch ausgerichteten Gesellschaftsmodell der Regierung unter Tusk und Frau Kopacz vertritt Jarosław Kaczyński die Vision eines Polens im Sinne einer katholisch ge-

prägten nationalen Einheit als Bollwerk gegen eine westliche Überfremdung. Entsprechend finden sich im Programm von PiS sowie in Äußerungen ihres Vorsitzenden immer wieder der Bezug auf die Nation und der Anspruch, ein „besseres Polen“ zu schaffen als jenes, das die III. Republik zuwege gebracht habe. Dies betrifft auch die angeblich mangelnde Abrechnung mit den gegen die Nation verübten „Verbrechen der Kommunisten“, die in der Vergangenheit versäumt worden sei und die es nun – wie Präsident Duda auf einer Veranstaltung zum Gedenken an den Arbeiteraufstand vor 70 Jahren erklärte – nachzuholen gelte.

Das Jahr 2016 dürfte reichlich Gelegenheit bieten, sich der über ein Jahrtausend wählenden Einheit von Nation und christlichem Glauben zu erinnern sowie die Bedeutung dieser geschichtlichen Verwurzelung der Nation für das heutige Polen zu betonen. Diesem Ziel dienen die Feierlichkeiten aus Anlass der „Taufe Polens“ vor 1050 Jahren. Ein entsprechendes Programm wurde zwischen Staat und Kirche am 27. November 2015 im Warschauer Königsschloss vereinbart.

Dem nationalen Gedenken dient auch die Wiederaufnahme der Untersuchung des Absturzes der Präsidentenmaschine am 10. April 2010. Im nationalen Lager wurden damals sogleich Stimmen laut, die einen Anschlag vermuteten. Offenbar ertrug man es nicht, dass es sich um einen gewöhnlichen, wenngleich tragischen Unfall handelte und verlangte ganz im Geist der Tradition des Martyriums der polnischen Nation nach einer national-heroischen Überhöhung dieser menschlichen Tragödie. So wurde, von PiS initiiert, über all die Jahre am 10. eines jeden Monats in nationalen Manifestationen jenes Flugzeugabsturzes gedacht. Nun wird die von der Vorgängerregierung in Auftrag gegebene und abgeschlossene Untersuchung, die einen Anschlag ausschließt und den Absturz auf den über dem Flugplatz von Smolensk herrschenden Nebel, auf Mängel in der Organisation und Durchführung des Fluges sowie auf Fehler der für die Flugsicherung zuständigen russischen Fluglotsen zurückführt, für null und nichtig erklärt. Eine neuerliche, auf einer Verschwörungstheorie basierende Untersuchung soll nun den Beweis für ein Attentat erbringen. Man wird gespannt sein dürfen, mit welchen

Mitteln eine PiS-hörige Kommission versuchen wird, die Aussagen des über 300 Seiten umfassenden Abschlussberichts zu widerlegen und die Theorie eines (russischen) Anschlags zu begründen. Absehbar ist schon jetzt eine weitere Polarisierung innerhalb der Gesellschaft.

Es fragt sich, welche Konsequenzen diese starke Hervorhebung der Nation für die Gestaltung von Staat und Gesellschaft nach sich zieht. Für Beunruhigung sorgte die Aussage von Kornel Morawiecki, dem Alterspräsidenten des Sejm, das Wohl der Nation stehe über dem Gesetz. Es ist zwar unstrittig, dass sich die Gesetzgebung am Allgemeinwohl zu orientieren hat, doch was ihm tatsächlich dient, das ist nicht ohne weiteres offenkundig, sondern muss im gesellschaftlichen Diskurs ermittelt werden. PiS ist, was die Aussagen ihrer Führungskräfte und ihre ersten Aktionen betrifft, offenbar anderer Auffassung und versteht sich gleichsam als Verkörperung der Nation und Vollstreckerin ihres Willens. Politische Gegner werden nach Worten von Kaczyński aus solchem Selbstverständnis heraus zu „Verrätern am Polentum“, zu „genetisch bedingten schlechten Polen“. Es erscheint daher zweifelhaft, ob bei solcher Arroganz die Umsetzung eines Konzepts nationaler Einheit in einer faktisch pluralistischen Gesellschaft, um die es sich auch bei Polen schließlich handelt, gelingen kann. Ihr friedliches Zusammenleben verlangt Toleranz und das Eingehen von Kompromissen, Begriffe, die man im Sprachschatz von PiS vergeblich sucht. So ist absehbar, dass diese Legislaturperiode von gesellschaftlichen Konflikten und Polarisierungen geprägt sein wird.

## Der Streit um das Verfassungsgericht

Die Polarisierung ließ nicht lange auf sich warten. Und sie betraf gleich die für die Rechtsstaatlichkeit einer Demokratie entscheidende Institution – das Verfassungsgericht. Seine Aufgabe ist es schließlich, als oberstes Kontrollorgan die Verfassungsmäßigkeit des Regierungshandelns zu garantieren und gegebenenfalls Gesetze, die gegen die Verfassung verstoßen, zurückzuweisen. Eigentlich sollten Parteien ein Interesse daran haben, die Unabhängigkeit und Autorität des Verfassungsgerichts zu

stärken - zum Schutz vor eigenem Machtmissbrauch. Ist ihr Handeln dagegen auf eine Schwächung des Verfassungsgerichtes ausgerichtet, dann bedeutet dies nicht weniger als eine Gefährdung der Demokratie.

Eine solche Gefährdung zeichnete sich nach dem Machtwechsel in Polen ab, wobei allerdings die von der „Bürgerplattform“ geführte Vorgängerregierung an dieser Entwicklung nicht schuldlos ist. Sie hatte noch kurz vor ihrem Abtreten mit ihrer parlamentarischen Mehrheit für fünf Verfassungsrichter, deren Amtszeit auslief, fünf neue ernannt. Dabei hätten zwei von ihnen, deren Amtsperiode erst im Dezember zu Ende ging, in der neuen Legislaturperiode bestimmt werden müssen. Entsprechend bestätigte das Verfassungsgericht auch nur drei von ihnen. Doch der neue Präsident Andrzej Duda verweigerte allen fünf die Vereidigung. Der neue, unter der Dominanz von PiS stehende Sejm erklärte kurzerhand die Wahl jener fünf Verfassungsrichter für ungültig und bestimmte seinerseits fünf PiS genehme Nachfolger, die zu nächstlicher Stunde von Präsident Duda vereidigt wurden, ein Akt, der vom Verfassungsgericht für rechtswidrig befunden wurde. Die dadurch bewirkte Krise wurde durch ein von der parlamentarischen Mehrheit von PiS kurz vor Weihnachten beschlossenes Gesetz weiter verschärft. Es sieht vor, die bislang geltende einfache Mehrheit bei Beschlüssen des Verfassungsgerichtes durch eine Zweidrittelmehrheit zu ersetzen. Zudem wurde entgegen der bisher geltenden Regelung ein Quorum von 13 der insgesamt 15 Verfassungsrichter festgelegt, die für eine Beschlussfassung erforderlich sind. Damit wurde die übliche Praxis interner Arbeitsteilung außer Kraft gesetzt. Des Weiteren sieht das Gesetz anstelle der Dringlichkeit eine chronologische Bearbeitung der Anträge sowie eine Fristverlängerung des Zeitraums zwischen Antrag und Entscheid des Verfassungsgerichtes entgegen der bisherigen Regelung von zwei Wochen auf bis zu sechs Monaten vor. Diese neuen Bestimmungen dürften eine Blockade von Gesetzesvorhaben durch die PiS-Regierung praktisch unmöglich machen und damit das Regierungshandeln der Kontrolle durch das Verfassungsgericht entziehen.

Dieses Vorgehen seitens der neuen Regierung wurde in der Öffentlichkeit als Ver-

such gewertet, sich selbst Tür und Tor für eine weitgehend ungehinderte Machtausübung zu öffnen. Man sah darin eine ernste Bedrohung der demokratischen Ordnung. Nicht nur parlamentarisch, sondern auch außerparlamentarisch regte sich Widerstand. Es bildete sich ein „Komitee zur Verteidigung der Demokratie“ (KOD), das in kürzester Zeit zehntausende von Bürgern zu Protesten auf die Straße brachte. In Abwandlung eines alten Kirchenliedes, das zeitweise den Rang einer Nationalhymne besaß, sangen sie „Herr gib uns wieder das Vaterland zurück – ohne PiS“. Die Kreativität ihrer Parolen und Spruchbänder erinnert an die Zeit der „Solidarność“. Lech Wałęsa, der legendäre Führer der Solidarność, Friedensnobelpreisträger und erster Präsident des postkommunistischen Polens, verurteilte das Gesetz, das Polen „vor der ganzen Welt der Lächerlichkeit preisgebe“. Er regte an, durch einen Volksentscheid Neuwahlen zu erzwingen. Das Europäische Parlament und die Europäische Kommission forderten eine Überprüfung des Gesetzes, das die Rechtsstaatlichkeit gefährde und Grundprinzipien der Europäischen Union verletze. Der Protest verfehlte seine Wirkung nicht. Im Dezember 2015, keine zwei Monate nach ihrem Regierungsantritt, verlor PiS in den Umfragen massiv an Zustimmung in der Bevölkerung. Doch all dies hielt Präsident Duda nicht davon ab, das Gesetz in der letzten Dezemberwoche zu unterzeichnen, so dass es mit der Veröffentlichung im Gesetzblatt in Kraft tritt.

## Die Medien unter Kontrolle von PiS

Wer die öffentliche Meinung in seinem Sinne beeinflussen will, benötigt die Herrschaft über die Medien. So ist es nur folgerichtig, dass PiS nach ihrem Wahlsieg die Kontrolle über die Medienlandschaft anstrebt. Ihre vorrangige Absicht ist es, Radio und Fernsehen in „nationale Medien“ umzuwandeln. Sie sollen einem „Rat nationaler Medien“ unterstellt werden, der fünf Personen umfassen soll, die vom Sejm (2), vom Präsidenten (2) und vom Senat (1) bestimmt werden. Seine Karenzzeit beträgt sechs Jahre und geht damit über die jetzige Legislaturperiode hinaus. Der Vorsitzende dieses „Rates“ ernennt die Programmdirek-

toren und Chefredakteure. Drei Monaten nach Inkrafttreten des Gesetzes erlöschen die Arbeitsverträge der im öffentlichen Fernsehen und Radio angestellten Journalisten und sonstigen Mitarbeiter. Sie können sich neu bewerben. Über ihre Einstellung entscheiden die neuen Direktoren und Chefredakteure. Damit erhalten diese Medien einen Rechtscharakter, der ihrer faktischen Verstaatlichung unter der Vormundschaft von PiS gleichkommt.

Mit diesem Vorhaben löste die Kaczyński-Partei unter den in den öffentlichen Medien schon nicht mehr. Die Theorie nationaler Medien ist eine Augenwischerei. PiS geht es ausschließlich um die Übernahme von Fernsehen und Radio.<sup>1</sup>

Dass diese Befürchtungen nicht grundlos sind, zeigte sich mit der Verabschiedung des Gesetzes zur Medienreform einen Tag vor Ende des Jahres. Mit diesem ersten Schritt auf das verfolgte Ziel werden die öffentlich-rechtlichen Anstalten von Fernsehen und Hörfunk durch einen Austausch des Personals auf der Leitungsebene der Regierungskontrolle unterworfen. Die verantwortlichen Direktoren werden nicht mehr aufgrund eines Bewerbungsverfahrens von einem unabhängigen Gremium berufen, sondern vom zuständigen Minister ernannt, der sie auch jederzeit wieder abberufen kann. Mit Inkrafttreten des Gesetzes Anfang Januar verloren die bisherigen Direktoren ihr Amt oder kamen ihrer Entlassung zuvor. Damit wurde der Weg frei, die Leitungsfunktionen im öffentlichen Fernsehen und Radio durch PiS ergebene Personen zu besetzen.

Aufgabe von Fernsehen und Radio soll es von nun an sein, die öffentliche Meinung im Geiste eines Patriotismus zu beeinflussen. Eine unabhängige, die Regierungsarbeit kritisch begleitende journalistische Tätigkeit scheint damit nicht mehr gewährleistet. Entsprechend die Ankündigung von Jacek Kurski, dem neuen Chef des polnischen Fernsehens, der sich einen Tag nach Unterzeichnung des Gesetzes durch Präsident Duda im polnischen Radio mit dem Satz vorstellte: „Ich bin ein starker Mann und Garant dafür, dass wir die Unabhängigkeit und Freiheit des öffentlichen Fern-

Beschäftigten erhebliche Unruhe aus, befürchten diese doch, entlassen und durch der PiS-Regierung genehme Programm Direktoren und Journalisten ersetzt zu werden. So äußerte sich einer von ihnen wie folgt: „Die Atmosphäre ist fürchterlich, man kann unmöglich arbeiten. Die Leute schleichen durch die Korridore, überlegen, was kommen wird. Die Mehrheit ist entsetzt, ein Teil gibt sich der Illusion hin, es werde alles nicht so schlimm. Zu denen zähle ich nicht – mich gibt es hier faktisch

sehens vor Gefahren der Welt der Politik verteidigen können.“ Wer mit der Polen gefährdenden „Welt der Politik“ gemeint ist, dürfte nach all den Gesetzesinitiativen, die PiS nach ihrem Regierungsantritt eilig unter Dach und Fach gebracht hat, kaum zweifelhaft sein – die Opposition im eigenen Land und die Brüsseler Kommission. Zudem sah er in dem Interview die Aufgabe des öffentlichen Fernsehens darin, „die nationale Gemeinschaft aufzubauen und die Polen zu großen und erhabenen Zielen zu vereinen.“<sup>2</sup>

Die Reaktion der Brüsseler Kommission ließ nicht lange auf sich warten. In einem Schreiben von Junckers Stellvertreter Frans Timmermans äußerte dieser die Befürchtung, die Reform könne „die Freiheit und Vielfalt der Medien“ bedrohen und damit gegen EU-Recht verstoßen. Er verlangte daher Aufklärung darüber, ob das verabschiedete Gesetz mit rechtsstaatlichen Prinzipien vereinbar ist.

Um die „nationalen Kulturinstitute“ von Funk und Fernsehen für jedermann zugänglich zu machen, plant die Regierung, die monatliche Gebühr auf 10 Zł. zu begrenzen und Rentnern über 75 Jahre ihre kostenlose Nutzung zu ermöglichen.

Doch derlei Vorhaben von PiS reichen nicht aus, um die öffentliche Meinung unter ihre Gewalt zu bringen. Es bleiben immer noch die privaten Fernsehanstalten, Radiosender, Zeitschriften und Zeitungen, hinter denen zumeist ausländisches, vor allem deutsches Kapital steht. Hier will PiS ein Gesetz verabschieden, das den Anteil ausländischen Kapitals beschränken, Mono-

<sup>1</sup> Grzegorz Rzeczkowski, TVPiS, Polityka 49/2015, S. 14.

<sup>2</sup> Agnieszka Kublik, Z kim Jacek Kurski przejmuję TVP? (Mit wem übernimmt Jacek Kurski das Polnische Fernsehen?), Gazeta Wyborcza v. 08. 01. 2016.

polbildung verhindern und rein polnische Medien steuerlich begünstigen soll. Doch ob es PiS mit diesem Katalog an Maßnahmen tatsächlich gelingen wird, ihre Ziele zu erreichen, ist mehr als zweifelhaft. Mit dem Internet ist längst ein neues Medienzeitalter angebrochen, das vor allem in autoritären und diktatorischen Systemen seine Bedeutung unter Beweis gestellt hat und weiterhin unter Beweis stellt, wenn es darum geht, in kürzester Zeit Massen zu mobilisieren. Auch in Polen wurde zu den durch das „Komitee für die Verteidigung der Demokratie“ (KOD) organisierten Protesten gleichfalls weder im Fernsehen noch im Radio und auch nicht in der Presse, sondern über Facebook aufgerufen. Und dies mit großem Erfolg. Doch um die Regierung von ihrem Kurs abzubringen oder sie gar zum Rücktritt zu nötigen, um Neuwahlen herbeizuführen, dazu dürfte diese außerparlamentarische Opposition zu schwach sein. Zudem setzt Kaczyński offenbar darauf, dass die Bevölkerung durch sein Sozialprogramm ruhig gestellt wird, das neben anderen sozialen Zuwendungen eine Rücknahme der von der Vorgängerregierung verordneten Rentenreform, Rentenerhöhung und ein monatliches Kindergeld in Höhe von 500 Zł. ab dem zweiten Kind umfasst. Diese Kalkulation ging denn auch vorerst auf, nahm doch die Zustimmung zur Regierung im Januar wieder deutlich zu. Die durch die Sozialmaßnahmen verursachte Mehrbelastung des Staatshaushaltes soll durch höhere Besteuerung großer, zumal ausländischer Unternehmen, der Banken und Versicherungen, erbracht werden. Es bleibt abzuwarten, welche Auswirkungen diese Maßnahmen auf die wirtschaftliche und soziale Situation Polens haben werden.

## Auf dem Weg zu einer „souveränen Demokratie“

Die bisherigen von der Regierung erlassenen Gesetze sowie zahlreiche Äußerungen führender Politiker von PiS zeigen ein sehr spezielles Verständnis von Demokratie, Ökonomie und Freiheit der Medien. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang das Verhalten der Abgeordneten von „Recht und Gerechtigkeit“ nach Annahme der Gesetze zum Verfassungsgericht und zur Medienreform. Gestikulierend skan-

dierten sie „Demokratie“, „Demokratie“ bzw. „freie Medien“, „freie Medien“ wobei doch durch ihre Beschlussfassung diese hehren Begriffe ihres eigentlichen Sinns beraubten und in ihr Gegenteil verkehrten. Dieser Methode falscher Etikettierung bedienen sich Polens führende Politiker auch gegenüber der EU-Kommission, indem sie ständig beteuern, dass alles, was sie unternehmen, durchaus den demokratischen Grundwerten der Europäischen Union entsprechen würde.

Was sich in Polen derzeit vollzieht, kommt einem tiefgreifen Wandel des politischen Systems gleich. Diese neuerliche Systemtransformation nach dem Übergang vom Kommunismus zur III. Republik vor einem Vierteljahrhundert scheint nur verständlich auf der Grundlage eines teils begründeten, teils geschürten Misstrauens sowie nationaler Ängste vor äußeren Einflüssen und Überfremdung. Daraus resultiert eine Nähe zu der von Vladislav Surkov skizzierten „souveränen Demokratie“<sup>3</sup>, wie sie die gegenwärtige internationale Lage angeblich erfordere. Surkov definiert sie „als Ermöglichung der Entscheidungsfreiheit des Nationalstaates in Übereinstimmung mit den eigenen, durch äußere Einflüsse nicht begrenzter Interessen.“ Für die „zwischenstaatlichen Beziehungen“ gelte eine „scharfe wirtschaftliche Konkurrenz“. Dies zumal, weil der Westen das Ziel verfolge, Russland auf seinem eigenen Territorium zu einer „Schutzmacht ihrer Interessen zu machen.“ Der Westen sei bereit, „uns bis auf die Socken auszuziehen“, und dies „politisch korrekt und mit vollem Respekt.“ Daher würden Investitionen die „Souveränität des Staates bedrohen.“ Unter Beibehaltung einer antiwestlichen Grundhaltung bestehe die „Souveränität“ in einer „Offenheit gegenüber der Welt bei gleichzeitiger Teilhabe an einem offenen Kampf.“ Diese Politik bewahre vor einer „Teilung der Gesellschaft sowie vor einem weltanschaulichen Pluralismus.“ Wahlen seien ein Ausdruck für die „Einheit zwischen Regierung

<sup>3</sup> Der Begriff „souveräne Demokratie“ geht zurück auf eine Rede von Vladislav Surkov, dem stellvertretenden Chef der Präsidentenkanzlei, auf dem VII. Kongress der Kremlpartei „Einiges Russland“ im Februar 2006. Vgl.: Jarosław Cwiek-Karpowicz, Rosyska elita władzy centralnej (Die russische Elite der Zentralmacht) 2000-2008, Bd. III, Universität Warschau 2011.

und Gesellschaft.“ Dabei stütze sich diese Politik auf die eigene „Tradition und nationale Rituale.“ All dies sind Auffassungen, wie sie sich auch in Worten und Taten von PiS widerspiegeln. Inzwischen findet der Begriff „souveräne Demokratie“ auch bei polnischen Analytikern Verwendung.<sup>4</sup>

### Ist dieser Systemwandel mit den demokratischen Grundwerten der Europäischen Union vereinbar?

Sehr deutlich und wenig diplomatisch äußerte sich Martin Schulz, Präsident des Europaparlaments, zu den Vorgängen in Polen. Die Entwicklung habe „Staatsstreich-Charakter“ und laufe auf eine „gelenkte Demokratie“ hinaus. Der Konflikt mit der Brüsseler Behörde nahm Fahrt auf. In einem offenen Brief an Frans Timmermans verbat sich Justizminister Ziobro den auf Polen ausgeübten Druck mit den Worten: „Normalerweise antworte ich nicht auf dümmliche Äußerungen, die ausländische Politiker von sich geben, denn diese legen lediglich von ihnen selbst Zeugnis ab.“ Und auf Schulz und Günther Oettinger, den für Medien zuständige EU-Kommissar, gemünzt, erklärte Kulturminister Gliński: „Das ist eine Veranstaltung von Irren, gepaart mit einem sehr hohen Grad an Arroganz.“ Und unter Bezug auf die deutsche Vergangenheit: „Es gibt bestimmte Nationen, die aufgrund von einigen Generationen zurückliegenden Ereignissen etwas maßvoller in ihrer Reaktion werden sollten, statt auf aggressive Weise anderen ihre nationalen Interessen aufzuzwingen.“ Unter Hinweis auf polenfeindliche Äußerungen deutscher Politiker wurde sogar der deutsche Botschafter ins polnische Außenministerium einbestellt – und dies mit dem Ergebnis, dass beide Seiten anschließend ihre guten Beziehungen unterstrichen. Ohnehin versagt es sich die Bundesregierung, wie schon vor 10 Jahren, ihrerseits Öl ins Feuer zu gießen. Und für die im Europaparlament sowie in der Brüsseler Kommission tätigen Politiker trägt sie keine Verantwortung.

Den bisherigen Gipfel dieser Konfrontation mit der angeblich von Deutschen dominier-

ten Brüsseler Zentrale erreichte das Titelblatt der Januarausgabe von Wprost (2/2016). Unter der Überschrift „Erneut wollen sie die Oberhoheit über Polen“ zeigt es auf der retuschierten Grundlage einer Lagebesprechung Hitlers mit Mussolini und Generälen in dessen Hauptquartier folgende Szene: Im Zentrum Angela Merkel, ganz in der Pose Hitlers über Generalstabskarten gebeugt, flankiert von M. Schulz, J.-C. Junckers, G. Oettinger und G. Verhofstadt, Chef der Liberalen im Europaparlament. Allesamt in Naziuniformen. Und im Hintergrund die Europaflagge.

### Stimmen aus der polnischen Kirche

Auch aus Polens katholischer Kirche waren Stimmen zu vernehmen, die sich gegen eine Einmischung durch die Brüsseler Behörde wandten und als Unterstützung der Politik von PiS zu werten sind. So empörte sich Bischof Mering, Ordinarius der Diözese Włocławek, in einem persönlichen Brief an Martin Schulz über dessen Äußerungen, und dazu auf eine für einen Bischof höchst unangemessene Weise: Das Europaparlament sei wohl unter seiner Leitung mit so wichtigen Sachen befasst wie „mit der Länge der Flamme von Kerzen und der Menge des Wassers in der Spülung.“ Er bedauert, dass Schulz nicht den Mund gehalten habe, fordert eine Entschuldigung, zu der aber Schulz nicht fähig sei. Am Ende des Briefes wünscht er Schulz „im ‚Winterfest‘ (Sie nennen doch so Weihnachten) die Besonnenheit, die Weisheit und die Einbildungskraft.“<sup>5</sup> Und in Einschätzung der politischen Situation sagte er: „Die gegenwärtige Regierungsmannschaft empfehle ich leichter und lieber dem Herrgott als die vorhergehende. Es fällt schwer, Gott um Segen zu bitten für die Forcierung von Schwangerschaft verhindernden Pillen und Antigewalt-Konvention oder für die Unterstützung der Abtreibung.“ Und mit Blick auf die gegen PiS und die Regierung gerichteten Proteste erklärte der Bischof gegen deren wahren Verlauf: „Noch nie habe ich solche Erscheinungen von wildem Hass gesehen wie bei den letzten Demonstrationen von KOD.“<sup>6</sup>

<sup>4</sup> Marek Bieńczyk, *Polityka ciała* (Körpersprache als Ausdruck der Politik), *Tygodnik Powszechny* 3/2016. S. 24.

<sup>5</sup> Brief vom 15. 12. 2015, Tgb-Nrr.639/2015/Bp.

<sup>6</sup> Tomasz Kryżak, *Miłość bliźniego i KOD* (Nächstenliebe und KOD), *www.rp.pl* v. 22. 1. 2016.

Auch der Krakauer Kardinal Stanisław Dziwisz bezog Stellung gegen die von KOD organisierten Proteste. Am 14.12.2015 erklärte er, die auf der Straße geführten Dialoge würden die Spaltung der Gesellschaft vertiefen. Um dies zu vermeiden, wandte er sich an die Politiker aller Parteien, „die sich vom christlichen Glauben und der Zugehörigkeit zur Kirche leiten lassen.“ Durch eine solche Äußerung könnten die Unterstützer von KOD als antichristlich und antikirchlich diffamiert werden. Auf die Frage, ob die Festlichkeiten zur Erinnerung an die „Taufe Polens“ vor 1050 Jahren dazu dienen könnte, eine neue Verfassung zu verabschieden, sprach sich Erzbischof Henryk Hoser für Verfassungsänderungen aus, „wo dies erforderlich ist.“ Man sollte dabei eine „solche Lösung anstreben, wodurch die Konstitution im hohen Maße unseren Subjektcharakter, unsere Tradition und unsere nationalen Eigenschaften zum Ausdruck bringt.“ Bischof Hoser, der sich vor allem durch seine strikte Ablehnung jeder Art von künstlicher Befruchtung einen Namen gemacht hat, verweist denn auch darauf, dass man sich im Zusammenhang etwaiger Verfassungsänderungen „des unerhörten Gewichts der Probleme bioethischer Natur bewusst sein müsse, vor denen wir stehen.“ An die neue Regierung gewandt, kam auch die Forderung nach einem absoluten Verbot von Abtreibungen zur Sprache. So war in der dem Medienimperium von Pater Rydzyk zugehörigen Kirchenzeitung „Gość Niedzielny“ zu lesen: „Wenn ihr euch jetzt, wo ihr über die absolute Mehrheit verfügt, gegenüber den geringsten Brüdern Jesu rücksichtslos verhaltet, dann ruht auf euch kein Segen – und durch euch auch nicht auf dem Land. Ihr müsst euch entscheiden, wen ihr zum Gott habt: den Schöpfer oder das Ausmaß mutmaßlicher Unterstützung.“<sup>7</sup>

### Einleitung eines Verfahrens durch die EU-Kommission

Am 13. Januar 2016 hat sich die Brüsseler Kommission für die Einleitung des „Rechtsstaatmechanismus“ entschieden, um festzustellen, ob die polnische Regierung europäische Grundwerte schwerwiegend verletzt. Damit beginnt ein langwieriger Pro-

zess. Selbst wenn die Kommission zu dem Ergebnis gelangen sollte, dass nicht hinnehmbare Verstöße gegen die Rechtsstaatlichkeit vorliegen, muss Polen noch nicht mit Sanktionen rechnen. Erst wenn sich die polnische Regierung einem Dialog mit der Kommission sowie einer Einigung über etwaige Veränderungen verweigern sollte, könnte nach Artikel 7 der EU-Verträge ein Verfahren eingeleitet werden, das möglicherweise die Verhängung von Sanktionen zur Folge hätte. Ob es jedoch zu dieser letzten Maßnahme tatsächlich kommen wird, erscheint eher fraglich. In Brüssel weiß man schließlich, dass sich durch etwaige Strafmaßnahmen die nationalstaatlichen Tendenzen in Polen sowie in anderen Mitgliedstaaten verstärken und die ohnehin brüchige europäische Einheit weiter schwächen würden. Zudem hat Jarosław Kaczyński für diesen Fall vorgesorgt. Er traf sich am 6. Januar 2016 im polnischen Niedzica mit Viktor Orbán zu einem sechsstündigen Gespräch. Und dies ohne Beteiligung von Ministerpräsidentin Szydło, Präsident Duda und Außenminister Waszczykowski – ein Zeichen dafür, dass in Wahrheit Kaczyński die Geschicke Polens lenkt, obwohl er als bloßer Parlamentarier für seine Entscheidungen offiziell keine Verantwortung trägt; auch dies ein Tatbestand, der mit demokratischen Regeln kaum vereinbar ist. Über das Gespräch gab es kein Communiqué. Doch worum es dabei vor allem ging, wurde zwei Tage später durch eine Erklärung von Orbán im polnischen Radio deutlich, mit der sich der ungarische Premier verpflichtete, niemals eventuellen Brüsseler Sanktionen gegenüber Polen seine Zustimmung zu geben.

\*\*\*

<sup>7</sup> Polityka 49/2015, S. 122.

Robert M. Kerr

## Zur Mohammeddämmerung

Homer und Mohammed als fiktive Gestalten

*In seinem Beitrag „Zur mohammedanischen Frage. Aus einem Leben: Dichtung und Wahrheit“ in dem bald erscheinenden Sammelband Markus Groß/Karl-Heinz Ohlig (Hg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV, erörtert R.M. Kerr die Parallelitäten zwischen Homer und Mohammed. Beide haben nicht gelebt und wurden zu den fiktiven Autoren von Schriften, die eine große Wirkgeschichte haben, Homer in der griechisch-hellenistischen, Mohammed in der arabischen Welt. In beiden Fällen liefen ähnliche Prozesse ab, ohne gegenseitige Beeinflussung. Sie zeigen Gesetzmäßigkeiten auf, die manches, was geschehen ist, verstehbar machen können. Im Folgenden der Schlussabschnitt des Beitrags.*

Im Vorhergehenden soll ersichtlich geworden sein, dass die Gestalten Homers und Mohammeds eine vergleichbare Entstehungsgeschichte durchliefen. Eine kritische Durchsicht der Überlieferungen erweist die historische Unmöglichkeit beider Traditionen, aber zugleich auch die Gründe für ihre literarische Erfindung. Die strukturelle Analogie in beiden Fällen geht eindeutig aus der Ermangelung einer langen, ununterbrochenen Überlieferung hervor, zudem macht die unbestimmbare Qualität der biographischen Daten deren Realität höchst unwahrscheinlich. Die Ausgestaltung sowohl von Homer wie auch von Mohammed zu „historischen Gestalten“ setzt unbezweifelbar die ihnen zugeschriebenen Werke, deren kanonischen Wortlautfestlegung und öffentlichen Aufführung voraus; scilicet sind sie sekundär und auf Grund dieser Werke erzeugt. Erst beim Erlangen ihrer offiziellen Geltung wurde es nötig, den homerischen Epen sowie dem Koran Urheber zuzuschreiben.

Ilias, Odyssee und Koran gemeinsam ist der lange Entstehungsverlauf. Die Erstgenann-

ten entstammen der indoeuropäischen epischen Tradition, der Koran hingegen der biblischen Fortschreibung (die wiederum auf altorientalischen Vorläufern fußt). Die bis zu einem bestimmten Zeitpunkt selbstständig, z.T. in verschiedenen Regionen überlieferten Partien wurden dann zum Schriftgut aneinandergesetzt – z.T. sind die Spuren der Zusammensetzung noch ersichtlich: z.B. im 9. Buch der Ilias, als (167–170) Nestor drei Männer unter der Führung des Phoinix mitsamt zwei Herolden erwählt, um Agamemnons Angebot, das zudem im Verlaufe der Erzählung vergessen wurde, dem Achilles zu unterbreiten, aber dann (182–198) unerklärlicherweise nur zwei, und ohne Erläuterung von Odysseus geführt, ankommen; oder im Koran etwa durch den exegetischen Rückgriff auf die Abrogation (*nash*) anhand der postulierten „Anlässe der Offenbarung“ (*Asbāb an-nuzūl*). Auch bei den Koranforschern gibt es Analytiker und Unitarier.

Diese Werke gelten jeweils als die ersten Bücher des alten Griechenlands bzw. Arabiens, entstanden kurz nach der Übernahme der verwendeten Schrift und wurden als Anfang der jeweiligen Geisteskultur verstanden. Erst nach einem Jahrhundert oder mehr schriftlicher Überlieferung - der Textgestalt wegen scheidet die mündliche Tradierung durchweg aus - wurden sie durch staatliche Anordnung kanonisch fixiert. Die homerischen Epen im Zeitalter des PISISTRATOS (6. JH. V. CHR.), um während der vier Tage der großen Panathenäen vorgetragen zu werden; der Koran unter dem umayyadischen Kalifen ‘ABD AL-MALĪK (LETZTES DRITTEL 7. JH. N. CHR.), der den Willen und die Möglichkeiten hierzu hatte, als liturgische Parallelerscheinung für den aufkommenden, auf der Grundlage einheimischer Ausprägungen des Christentums formierten, Staatskult des neuen arabischen Reiches. In beiden Fällen war der Auslöser des Kanonisierungsvorganges ein religiös-politisch motivierter Staatsbeschluss.

Erst in diesem Stadium wurden die bis dahin anonym tradierten Texte, die zudem inhaltlich keine Angaben zur Autorschaft bieten, jeweils einem Urheber zugeschrieben. Homer entsprang angeblich der Gilde der diese Epen vortragenden Rhapsoden, der sog. Homeriden, und galt als ihr vermeintlicher Urvater. Die Umdeutung des arabi-

schen messianischen Prädikats *Mohammed* nach dem Ausbleiben des erwarteten Weltunterganges zur Kulmination des Prophetentums verschaffte dem Koran einen orphischen Urerzähler. Ohne Homeriden kein Homer, ohne „Islam“ kein Mohammed. In einem Abstand von Jahrhunderten nach dem postulierten Lebenszeitalter Mohammeds entstanden oft künstlich anmutende und widersprüchliche, nach hagiographischen Prinzipien erstellte biographische Überlieferungen zu diesen vermenschlichten Begrifflichkeiten. So erwachten, sibyllenhaft anhand mythologischer Strukturen, überlebensgroße Idealwesen. Teilweise wurden autobiographische Einzelheiten in dem jetzt in ihrem Namen weitertradierten Schriftgut heraus- bzw. hineingelesen. So sollten sowohl Homer wie auch Mohammed erst im Nachhinein heilsgeschichtlich ausgedeutet wurden, haben sie keine historische Wirklichkeit. Ihre Geschichtlichkeit erübrigt sich daher von selber. Die Lebensbeschreibungen Homers wie auch Mohammeds können nur als Mythen<sup>1</sup> verstanden werden.

Die Unwirklichkeit von Mohammed und Homer steht den nachträglich in ihren Namen überlieferten Werken gegenüber. Koran, Ilias und Odyssee malen ein goldenes Zeitalter aus. Jedoch für welche Zeit und von welcher Zeit wird jeweils erzählt? In der Antike datierte man gemeinhin die Zerstörung Trojas und die Irrfahrten des Odysseus in die ausgehende Bronzezeit des 13.-12. Jh. v.Chr., für die Islamentstehung wird der Anfang des 7. Jh. n.Chr. bestimmt. Präterpropter passen die Erzählkontexte zu diesen Daten. Gleichwohl macht, formgeschichtlich gesehen, das Fehlen jeglichen historiographischen Ansatzes in diesen Werken deutlich, dass diese Zeiträume alleinig als literarischer Hintergrund figurieren, wie z.B. das napoleonische Zeitalter in TOLSTOIS *Krieg und Frieden*. Die Frage „Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?“ kann bei Dichtung, ob Hexameter oder *Sağ*<sup>c</sup>, nicht auf die Chronistenpflicht bezogen werden. Ob nun der uneigentliche Gebrauch (z.B. II.III,29) des Streitwagens in der Ilias als Truppentrans-

von sagenhaften Figuren der grauen Vorzeit abstammen, bei beiden spielt der Topos von formenden Reisen als Vorbildung in jungen Jahren eine Rolle, und beiden soll eine göttliche Offenbarung zuteil geworden sein, deren Echtheit sich dann durch ihre Schriftlosigkeit (Homer war blind, Mohammed Analphabet) bestätigte. Ebenfalls gemeinsam ist deren Benennung mit Bezeichnungen, die keine Namen im eigentlichen Sinn und die vor ihrer Konstruktion nicht gebräuchlich waren; hinzu kommt die Undeutlichkeit bezüglich ihrer Geburtsnamen und das Fehlen männlicher Erben. Das zu ihren Personen anfangs nur esoterisch Verlautbarte stellt eine Genealogie, eine Glaubenslogik, und keine Historie dar. Dessenhalben, weil Mohammed und Homer Koran bzw. Ilias und Odyssee voraussetzen und porter bzw. als Feldambulanz und nicht als Kampfwagen - „so schnell wie der Blitz, dem Feinde entgegen“ - wie in mykenischen Zeiten zu erwarten wäre oder Kreuzigungen schon im pharaonischen Ägypten stattfanden (*wala-ušallibannakum* 20,71; vgl. auch 12,41), Anachronismen darzustellen ist folgenlos. Das Zeitalter des biblischen Joseph, wie das Homers oder Mohammeds, ist ein literarischer und kein geschichtlicher Begriff. Der Kunst Wirkmächtigkeit sind Angelegenheiten wie die Verwendung des „schöngeschmiedeten Eisens“ in der Ilias fremd, ebenso ob es im 7. Jh. n.Chr. schon eiserne Hufbeschläge (*fal-mūriyūti qadḥan* 100,1-2) bzw. ob Odysseus gar bis nach Schottland<sup>2</sup> segelte. „Gegenüber Poesie ist das alles Schnickschnack, ist alle Historie Schnickschnack.“<sup>3</sup>

Diese kontextsensitive Zuordnung solcher Werke als erzählende literarische Kunstwerke repräsentiert ihre Befreiung vom Anspruch des moralischen Absolutismus. Die homerischen Epen und der Koran, allesamt der Tradition nach vom Göttlichen offenbarte Werke -- Ἔπος als Wort Gottes<sup>4</sup> im Sinne des hebräischen דבר (אֱלֹהִים), Vorläufer zum platonischen Λόγος (> u.a. פתגם

<sup>1</sup> „The essence of a myth is not that everyone knows it but that it is supposed to be known and is worthy of being known by all“ – P. VEYNE, *Did the Greeks believe in their myths?*, Chicago, 1988, 15.

<sup>2</sup> Vgl. H. STEUERWALD, *Weit war sein Weg nach Ithaka. Neue Forschungsergebnisse beweisen: Odysseus kam bis nach Schottland*, Hamburg, 1978.

<sup>3</sup> U. VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF, *Die Ilias und Homer*, Berlin, 1916, 20.

<sup>4</sup> Z.B. *Od.* XII.266, *Hdt.* I.13. Der griech. Begriff ist verwandt mit dem Sanskrit वचस् /*vācas*/, u.a. zur Angabe eines Orakelspruches oder Schicksalsbestimmung verwandt.

und *كلمة*) – waren von Anfang an nebelverhangen und legendenumwoben, und gerade in bzw. nur wegen dieser Unfassbarkeit konnten sie überhaupt undefinierbar als unnachahmlich und daher ‚klassisch‘ empfunden und zur archetypischen Kulturgrundlage verklärt werden. Hier aber endet die strukturanaloge Betrachtung. Mit Trojas Zerstörung fing für die Griechen ihre Geschichte an. Man war sich dessen bewusst, dass was vorher war, nicht mehr ist und sein wird. Da der Abstand zu Ilium, etiam periere ruinæ, unüberwindbar war, konnte Historizität höchstens eine Abstraktion sein. Die Fremdheit und Unheimlichkeit der Epen, die Eigenartigkeit der Sprache sowie das Handeln der Akteure, trug sogar schon im Zeitalter der Pisistratiden (was übrigens auch für den Koran während der Umayyaden-Herrschaft gilt) zu ihrer empfundenen Klassizität bei. Einmal kanonisiert, entschlüpften sie aber der alleinigen Verfügung ihrer homeridischen Esoteriker und wurden, nicht nur als identitätsstiftende Werke, sondern auch als Vermittler göttlichen Wissens, zu kulturellem Gemeingut. In diesem Kontext konnte eine bleibende Relevanz nur erzielt werden durch das Zugänglichmachen dieser Texte.

So entstanden bei Ilias und Odyssee prüfende Beurteilungen ihrer Aussagen, die Kritik also, demnach ein Zugang zur Auslegung dieser für ‚heilig‘ erklärten Texte, die Exegese.<sup>5</sup> Schon Platon war von der potentiellen Gefahr unkritischer Lektüre solcher Texte jenseits des chronologischen Abgrundes überzeugt: „Ferner die Fesselung der Hera<sup>6</sup> durch ihren Sohn und des Hephaistos Hinabwerfen durch seinen Vater, wie er seiner geschlagenen Mutter beistehen will, und alle die Götterkämpfe,<sup>7</sup> welche Homer gedichtet hat, dürfen nicht in den Staat (ein Hauptwerk Platons über die ideale Konstruktion des Staates, Verf.) aufgenommen werden, mögen sie nun einen andern geheimen Sinn [ὕπόνοια] haben oder nicht; denn das Kind vermag nicht zu beurteilen, was einen solchen Sinn hat und was nicht; sondern die Vorstellungen, die man in diesem Alter aufnimmt, werden gern fast un-

austilgbar und unverrückbar“ [Staat, 378d]. Man war sich bewusst, dass die homerischen Akteure keine Vorbildfunktion für die Nachwelt auszuüben vermochten, so wie Abraham und die Seinen, die alles, was Gott im mosaischen Gesetze verboten hatte (wie z.B. die Ausstoßung von Hagar und Ismael) taten, einer anderen Welt angehörten. Und so ward der Dichter relativiert [Plato, a.a.O. 599c ff.]:

*„... aber über die wichtigsten Gegenstände, worüber zu sprechen Homer sich unterfangen hat, über Kriegsschlachten und Heeresführung, über Staatsverwaltung und Menschenbildung, darüber müssen wir pflichtgemäß ihn durch Vorlegung folgender Fragen examinieren: »Mein lieber Homer, wenn du denn in Bezug auf geistige Tüchtigkeit nicht etwa gar im dritten Grade von der Wahrheit entfernt stehst, als ein Schattenbildfabrikant, wie wir den Nachahmer definiert haben, sondern nur im zweiten Grade und demnach in stande sein musstest, praktisch zu erkennen, welche Lebensrichtungen die Menschen sowohl im Häuslichen wie im Staatsleben besser oder schlechter machen, so gib uns Red' und Antwort, welcher Staat durch dich besser eingerichtet worden ist, ... und wie durch sonst viele andere es noch viele große und kleine Staaten wurden? Welcher dagegen rühmt dich als guten Gesetzgeber und seinen Heiland? So rühmen z.B. Italien und Sizilien Charondas, wir unseren Solon; wer aber dich?« Wird er einen angeben können? Ich glaube nicht, sagte Glaukon; wenigstens wird keiner angeführt, nicht einmal von den Homeriden. Nun, da wird wohl aus den Zeiten Homers eines Krieges gedacht, der unter seinem Kommando oder auf seinen Rat glücklich geführt wurde? Gar keiner! Nun, da werden denn von ihm, als einem praktischen Kopfe für das Leben, viele geistreiche Erfindungen in Bezug auf Künste und andere bürgerliche Geschäfte berichtet, wie dies wiederum in dieser Beziehung von Thales aus Milet und von dem Skythen Anacharsis geschieht? Keineswegs so etwas! Nun denn, wenn demnach Homer kein Held im Kriegs- und Staatsleben war, so wird doch vielleicht von ihm erzählt, dass er im Privatleben das Haupt einer geistigen Bildungsschule bei Lebzeiten für einige war, die ihm wegen seines lehrreichen Umganges anhängen und dann an ihre Nachfolger eine ge-*

<sup>5</sup> S. zum Ursprung des Begriffs R. PFEIFFER, Geschichte der klassischen Philologie. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus, München, 1978, 325.

<sup>6</sup> *Il.* I. 586-594.

<sup>7</sup> *Il.* xx. 1-74; xxi. 385-513.

*wisse homerische Lebensregel fortpflanzen, wie z.B. Pythagoras schon zu seiner eigenen Lebzeit aus diesem Grunde einen ausgezeichneten Anhang hatte und auch jetzt noch seine Nachfolger durch ihre pythagoreische Lebensregel, wie sie sie nennen, als ausgezeichnet unter den übrigen gelten?“*

Gerade diese Mäßigung, die in Alexandrien die jüdische und später z.T. die christliche Bibelexegese beeinflusste, scheint den *Mufassirūn* und selbst vielen Islamologen immer noch fremd. Der unstillbare Blutdurst der homerischen Welt beschäftigte auch NIETZSCHE. In „Homers Wettkampf“ [KSA 1,784] fragte er sich: „*Warum jauchzte die ganze griechische Welt bei den Kampfbildern der Ilias? Ich fürchte, dass wir diese nicht ‚griechisch‘ genug verstehen, ja dass wir schauern würden, wenn wir sie einmal griechisch verstünden.*“ Treffend bemerkt er:

*„So haben die Griechen, die humansten Menschen der alten Zeit, einen Zug von Grausamkeit, von tigerartiger Vernichtungslust an sich: ein Zug, der auch in dem ins Grotteske vergrößernden Spiegelbilde des Hellenen, in Alexander dem Großen,<sup>[8]</sup> sehr sichtbar ist, der aber in ihrer ganzen Geschichte, ebenso wie in ihrer Mythologie uns, die wir mit dem weichlichen Begriff der modernen Humanität ihnen entgegenkommen, in Angst versetzen muss. Wenn Alexander die Füße des tapferen Vertheidigers von Gaza, Batis, durchbohren lässt und seinen Leib lebend an seinen Wagen bindet, um ihn unter dem Hohne seiner Soldaten herumzuschleifen: so ist dies die Ekel erregende Karikatur des Achilles, der den Leichnam des Hektor nächtlich durch ein ähnliches Herumschleifen misshandelt; aber selbst dieser Zug hat für uns etwas Beleidigendes und Grausen Einflößendes. Wir sehen hier in die Abgründe des Hasses.“*

Einerseits fragte NIETZSCHE u.a. nach der Realität jener Welt, andererseits blamiert er sehr wirkungsvoll die klassizistische Homervorliebe seiner Zeit. Die schreckliche verrohte Gewaltsamkeit der homerischen Epen, durchaus vergleichbar mit dem Mordeifer der Landnahme im Buche Josua, ist nicht zu leugnen. Ebenso wenig die er-

barmungslose Grausamkeit des Korans, wie u.a. aus den sog. Schwertversen deutlich hervorgeht. Diese Gewaltverherrlichung exegetisch zu verharmlosen, verleugnete den Charakter dieser Werke. Friedliche Verse wie *II.XVIII.107* „Schwände doch jeglicher Zwiespalt unter Göttern und Menschen“ können das Gesamtbild nicht entschärfen. Die Frage aber ist, ob literarische Archetypen dazu dienen, Kriegslust anzustacheln oder zu rechtfertigen.

Die vergleichbare Entstehungsgeschichte der homerischen Epen und des Korans steht im Kontrast zu ihrer Rezeptionsgeschichte. *Ilias* und *Odyssee* nahmen im antiken Griechenland denselben Stellenwert ein wie der Koran in der islamischen Welt, sie waren für die Hellenen der griechische Koran. Die griechische Kulturentstehung wurde aber gerade durch die kritische Auseinandersetzung mit diesen Epen ermöglicht, die ihre Aussagen relativierte und kontextualisierte, ohne aber ihre Klassizität anzuzweifeln. Die Homeraufarbeitung von PLATON bis NIETZSCHE sowie der Befreiungsschlag PARRYS haben ihn der Historizität entfesselt. Mohammed seinerseits wartet geduldig, um als eine zu einer mythologischen Figur verkleidetes ästhetisches Gefühl entdeckt zu werden. Mit ARNO SCHMIDT gilt nach wie vor „Nur die Phantasielosen flüchten in die Realität.“

\*\*\*

Manfred S. Kropp

## Arabisch

Unterrichtssprache an deutschen Schulen?

---

*Thomas Strothotte, Informatikprofessor und Leiter der privaten Kühne Logistic University in Hamburg, der sich als Universitätspräsident betitelt, machte den absurden Vorschlag, in allen Schulen in Deutschland neben dem Deutschen das*

<sup>8</sup> Der nur Homer gelesen haben soll, ATHENAEUS NAUCRATENSIS, *Deipnosophistai* 310a 85.

*Arabische als Unterrichtssprache einzuführen. So würden sich deutsche und arabische Schüler, weil beide sich mit einer ihnen unbekanntem Sprache abmühen müssten, „auf Augenhöhe“ begegnen und eine Integration von Flüchtlingen einfacher.*

*Zur sachlichen und pädagogischen Unsinnigkeit dieses Vorschlags muss hier nichts weiter ausgeführt werden. Aber wir nutzen diese Diskussion, um die Meinung des Mainzer Semitisten und Islamwissenschaftlers Prof. Dr. Manfred S. Kropp, zum Arabischen wiederzugeben.*

„Zwischenfrage: Warum sollten unsere Kinder nicht Arabisch lernen?

Auf diese Frage kann es nur eine Gegenfrage als Antwort geben: Welches Arabisch?

Bevor man den in der oben erwähnten Zwischenfrage implizierten Vorschlag – in der Zeit auch schon andernorts erwähnt – macht, sollte man sich über die arabischen Sprachen (sic!) informieren.

Es gibt eine Anzahl gesprochener arabischer Sprachen, die in vielfältigen Dialektvarianten gesprochen werden. Diese lassen sich grob nach geographischen Gesichtspunkten einteilen: Maghrebisch (Nordafrikanisch) – Ägyptisch – Syro-Libanesisch – Irakisch – Arabische Halbinsel usw. Keine dieser Sprachen wurde – vorwiegend aus religiösen Gründen – zur Schrift und Nationalsprache erhoben. Eine dieser Varianten, aber nicht alle die gleiche, sprechen die "arabischen Muttersprachler", die nach Europa und Deutschland kommen,

Die offizielle Schriftsprache der arabischen Welt – *Modern Standard Arabic* – *Schrift-arabisch*, teils, aber nicht ganz identisch mit *Klassisch-Arabisch* (arabisch-muslimische Literatursprache), ihrerseits beruhend auf *Koran-Arabisch*, aber auch nicht völlig identisch (es gibt weitere Bezeichnungen) – müssen arabische Muttersprachler zusammen mit dem – defektiven – Schriftsystem als Fremdsprache in der Schule lernen. Gesprochenes Arabisch und Schriftarabisch stellen unterschiedliche Sprachtypen dar. Annäherungsweise kann man sagen, sie verhalten sich zueinander wie Französisch oder Rumänisch zu Latein; ich habe mit Bedacht nicht das dem Latein

näherstehende Italienische erwähnt. Die verheerenden Folgen für Schulsituation und -erfolg kann man regelmäßig in den UNDP HDR (Human Development Reports) nachlesen. Hier seien gescheiterte Versuche der Arabisierung des Sekundar- und Hochschulunterrichts besonders in naturwissenschaftlichen Fächern in arabischen Ländern (etwa Algerien) nur als weitere Beispiele erwähnt.

Nebenbei bemerkt, aber ohne wesentliches Gewicht für die Argumentation, ist der Ursprung des Koran-Arabischen unklar; vielleicht war es eine dichterische, von der Umgangssprache abgehobene Gemeinsprache der vorislamischen Araber, oder wurde aus einer Gemeinsprache danach geformt. Sicher ist, dass es in manchen Teilen eine aus den Notwendigkeiten orthodoxer Koraninterpretation konstruierte Kunstsprache ist.

Zu dieser Sprache hat die große Mehrheit der arabischsprechenden Neuankömmlinge aus einseharen Gründen ein gebrochenes Verhältnis – zu den impliziten Schwierigkeiten des Schrift- und Spracherwerbs kommt der Zusammenbruch öffentlicher Schulsysteme in den betreffenden Ländern hinzu. Der größte Teil kennt diese Sprache nur oberflächlich oder beherrscht sie, wenn überhaupt, mäßig.

Ich gehe nun davon aus, dass nicht der Unterricht in einer gesprochenen arabischen Sprache (wenn ja, welcher? Syro-Libanesisch? Irakisch?) gemeint war, noch das ambitionierte Ziel, diese Varietät zu einer Schriftsprache zu formen, verfolgt werden soll. Schrift-Arabisch als Unterrichtssprache bedeutet, *alle* teilnehmenden Schüler zum Erlernen einer Fremdsprache zu zwingen, deren Vermittlung und Erwerb erfahrungsgemäß (s.o. UNDP HDR reports) mangelhaft ist, über deren praktische Bedeutung vieles zu sagen wäre. Oder will man die deutsche Schule zum Handlanger der – aus religiösen Gründen – verfehlten Sprachpolitik arabischer Länder machen?

Zusammengefasst: Der Vorschlag, Althochdeutsch als Unterrichtssprache einzuführen, bewiese mehr Realitätssinn als der oben genannte.

Um es einfach zu sagen: ich halte den Wechsel (nicht die Reform!) des Schriftsystems (ob das nun ein lateinisch, griechisch oder kyrillisch, letztlich auch arabisch –

unter der Bedingung der Schaffung intralinearer, den Konsonanten gleichberechtigter und obligatorischer Vokalzeichen – basiertes Alphabet ist, ist sich gleich) und die Schaffung einer Schriftsprache auf der Basis der jeweilig gesprochenen arabischen Sprache für den richtigen Weg. Auch *Modern Standard Arabic* ist ein Konstrukt ohne vitale Basis in einer gesprochenen und gefühlten Sprache. Man schaue nur einmal naturwissenschaftliche Texte in dieser Sprache an: ohne die vielen Klammern mit Worterklärungen und Paraphrasen westlicher Fachwörter sind sie einfach unverständlich. Und die elementare Erfahrung: ein Geschichtsprofessor (Geschichte benutzt fast keine Fachsprache, sondern Umgangssprache) im Libanon ließ sich regelmäßig seine Artikel grammatisch! und sprachlich! von einem professionellen Korrektor des Schriftarabischen (kein Einzelfall) durcharbeiten. Eine Schrift- und Kultursprache, die selbst von der intellektuellen Elite nicht einigermaßen und im Konsens der anderen (ich erinnere mich an Hohngelächter ägyptischer Kollegen, wenn sie Texte von Libanesen oder Tunesiern lesen) beherrscht wird, ist keine. Atatürk hatte es natürlich leichter mit seiner Sprach- und Schriftreform des Türkischen, weil er nicht die heilige Sprache, sondern eine, die schon eine umgangssprachliche Basis hatte, reformieren musste. Das Gleiche gilt, bis auf die weiter benutzte arabische Schrift, für das Persische – Sprachen in lebendiger und erfolgreicher Entwicklung.

Nochmals zum Arabischen: Man vergleiche einfach nur die Zahlen für Übersetzungen wissenschaftlicher Texte ins Arabische, Türkische und Persische (alles in UNDP HDR reports nachzulesen): allein dieses Zahlenbild belegt, dass es sich auch bei *Modern Standard Arabic* um ein totes Konstrukt handelt – das man als Arabist (um den Versuch zu machen, den religiösen Aspekt auszuschließen) aus musealen und anderen idiosynkratischen Gründen mögen und verteidigen kann.

*Manfred S. Kropp ist emeritierter Professor an der Universität Mainz, war Direktor des Orient-Instituts der DMG, später in der DGIA (Deutsche geisteswissenschaftliche Institute im Ausland), Orientinstitute in Beirut und Istanbul von 1999 – 2007, Gastprofessor am Collège de France 2005,*

*Professeur associé (Études Coraniques) am Collège de France 2007-2008.*

\*\*\*

Carl-Peter Klusmann

## **Leserbrief**

In Thailand oder anderen buddhistisch geprägten Ländern bin ich noch nie gewesen. Auch deshalb fand ich den Bericht von Markus Groß ("Von der Attraktivität des Exotischen" in *Imprimatur* 15/4) sehr interessant. Wenn der Autor jedoch versucht, neben den zuvor von ihm als "emotional" genannten Gründen "einen viel wichtigeren Grund", (später:) einen "Hauptgrund für die oft augenfällige Abneigung gegen die Kirche" in Europa zu entdecken, kommen mir Zweifel.

Gäbe es die "Lust am Rebellieren" zu Lasten der Kirche hierzulande, müsste sich dieses "Auflehnen gegen Autoritäten" nicht auch in anderen Bereichen zeigen? Mir scheint, unsere Klassengesellschaft ("oberste und untere") gäbe dazu Anlässe genug.

Um es kurz zu machen: Die permanente Kaprizierung auf sogenannte und angebliche Sexualprobleme (man denke nur an die kürzliche Bischofsversammlung in Rom) erweist sich geradezu als ein Glücksfall. Bei welchen anderen Themen war es für Katholiken so einfach, gegen bornierte kirchliche Doktrinen eigene Erfahrungen ins Feld zu führen? Von einer Neigung zum Rebellieren habe ich jedoch bisher kaum etwas verspürt.

Höchst aufschlussreich dafür, wie billig die Oberkirche jahrzehntelang etwa mit der vielfach quälenden Beichtpraxis davongekommen ist, empfinde ich seit langem den Stoßseufzer seines Klassenkameraden, von dem Joseph Wittig in "Die Erlösten" 1922 (!) in der Zeitschrift "Hochland" berichtete. Der Lehrer verkündete: "Jesus hat uns von der Sünde erlöst, indem er uns die Möglichkeit gab, durch das Sakrament der Taufe und der Buße Verzeihung unserer begangenen Sünden zu erlangen." Darauf rea-

gierte Wittigs Klassenkamerad Beyer Paul: "Hätte er uns lieber vom Beichten erlöst!" (vgl. SOG-Papiere 77-1)

Selbst die folgenden Auseinandersetzungen haben den Verantwortlichen der Kirche nicht die Augen für die Leichen im Keller geöffnet, wo noch viele andere ungelöste und verdrängte Fragen begraben waren. Wenn nach einem oder dem "Hauptgrund für die oft augenfällige Abneigung gegen die Kirche" in Europa gefragt wird, sollte man auch das abschreckende doktrinäre Gerümpel nicht vergessen.

\*\*\*

Johannes Wollbold

## Leserbrief

Liebe imprimatur-Redaktion,

mit Interesse habe ich die prägnante Positionsbestimmung „Es weihnachtet“ von Karl-Heinz Ohlig in *imprimatur* 4/2015 gelesen. Der Verweis weg von – ja, immer noch als Kampfbegriff gebrauchten – philosophischen Spekulationen über die Menschwerdung Gottes, hin zur historischen Bedeutung Jesu kann dem Verständnis von und der Freude an alten Mythen helfen. Irmgard Rech entfaltet im gleichen Heft praktische Bedeutungen von Weihnachts- und Jesuserählungen eindrucklich, besonders zur Offenheit gegenüber Flüchtlingen.

Allerdings werden viele, der Kirche näher oder ferner stehende Gottesdienstbesucher ebenso Schwierigkeiten mit Begriffen wie Heilsgeschichte oder Erwählung Gottes haben, auch Formulierungen wie „wer den Menschen seine Liebe erweist, ist Gott nahe“ (I. Rech). Denn „... die ‚religiösen‘ Begriffe schlechthin sind problematisch“, und die Kritik an der klassischen Metaphysik, an objektiv-jenseitigen Gottesbildern ist seit langem im Bewusstsein der Mehrheit zumindest in Europa angekommen. Auch Kants Transzendentalphilosophie (s. den Überblick von Robert Theis in *imprimatur* 2/2015) wird zwar in Dostojewskis „Die

Brüder Karamasow“ leidenschaftlich diskutiert. Dort geht Iwan vom Unsterblichkeitsglauben als Begründung von Ethik aus. Wenn er wegfalle, sei „alles erlaubt“. Aber das war 1880. Außer einigen religiösen Fundamentalisten wird heute wohl jedeR das motivierende Potential von „säkularer“ Literatur, Musik, politischen Diskussionen oder Gesprächen unter Freunden anerkennen.

Der Kampf um die Durchsetzung von Gerechtigkeit dagegen ist in jeder Tradition schwierig, angesichts von struktureller und physischer Gewalt, Hass oder Ausgrenzung mancher „besorgter Bürger“. Die Zusammenarbeit aller „Menschen guten Willens“ ist nötig, und die Heimat in Gemeinschaften wichtig. Zwar prägt die Tradition des Christentums (und anderer Religionen) die aktuelle Kultur vielfältig. In einem herrschaftsfreien Sinn missionarisch ist es jedoch, wenn innerhalb christlicher Gemeinden selbst eine neue Sprache für alle Glaubensinhalte gesucht und offen zugelassen wird. Bis hin zu einem formalen Atheismus: Muss es verboten sein zu sagen, Menschen hätten Gott geschaffen? Der Glaube an die Schöpfung der Welt durch Gott kann immer noch ein starkes Bid sein, das Dankbarkeit und Respekt vor Natur und Leben ausdrückt.

Auch nach der Integration solcher „Vorbehalte“ sind liturgische Formeln für mich oft schwer nachvollziehbar. Ein Bittgebet etwa, dann noch zu Jesus, dem menschengewordenen Gott! Vielleicht sind solche „poetischen“ Formeln und Hymnen als historischer Ausdruck von Sehnsucht hinnehmbar – manchmal wieder auf Latein gesprochen, um die Distanz deutlich zu machen? Die Idee der Menschwerdung selbst kann jedoch den praktisch-ethischen Sinn des Christentums betonen: Die Faszination von einem „wunderbaren menschlichen Wesen“, das den Weg zu Gott zeigt – oder einfach ein Symbol dafür wurde, was uns heilig ist, uns antreibt, aber auch Vertrauen und Gelassenheit gibt.

\*\*\*

Werner Müller

## **Zu: Handbuch Christentum und Islam in Deutschland,**

im Auftrag der Eugen-Biser-Stiftung hg. von M. Rohe, H. Engin, M. Khorchide, O. Özsoy, H. Schmid, 2 Bde, Freiburg i. Br.: Herder Verlag, 2014, 2. Aufl. 2015, zus. 1297 S.

Dieses Handbuch, das im Jahr 2015 bereits in 2. Auflage erschienen ist, verdient heute in der Zeit der Flüchtlingskrise und der nach den bekannten „Kölner Silvester-Ereignissen“ verschärft geführten öffentlichen und politischen Debatte dazu, besondere Aufmerksamkeit – ganz abgesehen davon, dass diese Zeitschrift sich schon seit längerem mit dem Thema Islam immer wieder beschäftigt. Das Gewicht und Volumen des Handbuchs – das die ursprüngliche Bedeutung dieses Begriffs als eines „handlichen, aber umfassenden Lehrbuchs über ein Wissensgebiet“ (Wahrig) insofern Lügen straft, als es nur auf einer stabilen Unterlage benutzt werden kann – sowie die Frage, nach welchen Kriterien die auf fast 1300 Seiten gebotene (Über)Fülle an Informationen gewichtet und gewertet werden soll – auch jeder Auswahl liegt ja schon ein Bewertungskriterium zugrunde –, stellen den Rezensenten vor nicht geringe Herausforderungen. Mehr als einmal musste er sich bei der Lektüre einreden: Wir schaffen das!

Das Handbuch ist entstanden im Zusammenhang mit den christlich-islamischen Expertenforen, welche die 2002 gegründete Eugen-Biser-Stiftung seit 2006 zusammen mit der Evangelische Akademie Tutzing durchführt und die zuvor schon zwei ähnlich voluminöse Publikationen hervorgebracht haben. Insofern kann hier von einem Lehrbuch im eigentlichen Sinn keine Rede sein; der christlich-muslimische Dialog bildet ja auch kein abgeschlossenes Lehrgebiet, das handlich darzustellen wäre.

Sehr wohl aber einen – hoffentlich – in die Zukunft offenen Prozess, bei dem die bestehende Situation wissenschaftlich analysiert und „Anregungen für die erforderliche angemessene Weiterentwicklung der Rahmenbedingungen für das Zusammenleben von Christen und Muslimen“ gegeben werden sollen, wie es etwas umständlich in der Einleitung heißt. Insbesondere „Entscheider in politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Fragen, Vertreter der Medien, der Wissenschaft, Pädagogen, Repräsentanten der Religionsgemeinschaften, Theologen und Philosophen.. (sowie) andere an der Thematik interessierte Personen“ (14) – kurzum: ‚alle Menschen guten Willens‘ – sollen umfassend informiert werden

Das Handbuch enthält - neben einem Geleitwort des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff (er sagte am 3.10.2010: „Der Islam gehört zu Deutschland“), einer Einführung des Geschäftsführers der Biser-Stiftung Heiner Köster, einem Glossar zu arabischen und türkisch-alevitischen Begriffen und den üblichen Informationen (Abkürzungen, Herausgeber und Autoren; die z. T. ellenlangen Literaturlisten und Anmerkungen finden sich hinter jedem einzelnen Beitrag; eine Kumulierung der Literaturangaben hätte etlichen Platz gespart) – insgesamt 51 Einzelbeiträge.

Sie sind in 5 Abschnitte gegliedert, die - von außen nach innen - zuerst die gegenwärtige religiöse Lage in Deutschland in Bezug auf das Christentum und den Islam statistisch-soziologisch darstellen (A), dann die (staatskirchen-) rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen (B). In dem umfangreichsten Abschnitt C werden verschiedene Aspekte des aktuellen Zusammenlebens von Christen und Muslimen beleuchtet, angefangen vom jeweiligen Menschenbild bis zu „Christen / Muslime in der Bundeswehr“. Abschnitt D ist dem „Gespräch zwischen Christen und Muslimen“ gewidmet, wobei in den einzelnen Beiträgen stets der - zu hoch gehängte? - Begriff „Dialog“ verwendet wird; zentral sind hier die theologischen Grundlagen aus der jeweiligen Sicht. Sie stammen auf muslimischer Seite von dem Mitherausgeber Mouhanad Khorchide, einem innerislamisch umstrittenen Vorzeigetheologen, der auch schon als „Martin Luther des Islam“ bezeichnet wurde; seine religionstheologische Position einer Anerkennung anderer

Wege zu Gott, also auch des christlichen, ohne Relativierung des islamischen Wahrheitsanspruchs hätten eine eigene Auseinandersetzung verdient, zumal im Gegenüber zu den aus der Feder von A. Middelbeck-Varwick stammenden christlich-theologischen Grundlagen des Dialogs. Abschnitt E will „einen möglichst repräsentativen Querschnitt aus interreligiösen Initiativen und Projekten“ politischer und zivilgesellschaftlicher Provenienz, aus möglichst vielen Regionen und Handlungsfeldern, bieten. Die Beispiele reichen von der (2006 vom damaligen Innenminister Wolfgang Schäuble initiierten) Deutschen Islamkonferenz bis zur Muslimischen Telefonseelsorge.

Alle Themen werden jeweils aus christlicher und muslimischer Perspektive erörtert, die paarweise Anordnung der Beiträge zu einem Thema erleichtert den inhaltlichen Vergleich – und lässt zugleich interessante Beobachtungen zum intellektuell-reflexiven Niveau und Problembewusstsein auf beiden Seiten zu. Die Einleitung betont, dass die Autoren ausschließlich „Wissenschaftler und Experten (sind), die in Deutschland leben und arbeiten“ (14) – als ob dies allein schon ein Qualitätsausweis wäre; tatsächlich lassen sich große Qualitätsunterschiede, schon rein sprachlich, feststellen.

Als Probe aufs Exempel könnten die Ausführungen von Ö. Özsoy, ebenfalls Miterausgeber, und seines Mitarbeiters E. Sahin über „Fundamente der islamischen Theologie in Deutschland“ im Vergleich zu den entsprechenden von J. Werbick dienen. Özsoy/Sahin ‚argumentieren‘ rein wissenschaftspolitisch – und im politischen Diskurs liegt Polemik nicht fern, sie richtet sich hier vor allem gegen das Ansinnen, die islamische Theologie solle „die Muslime aufklären und den Islam modernisieren“ (427) und gegen namentlich nicht genannte „relativistische Reformer“ (428), gegen die geradezu gehetzt wird. So etwas hat in einem Handbuch eigentlich nichts zu suchen. Die Irenik der Biser-Stiftung geht hier eindeutig zu weit! Auf der anderen Seite bietet Werbick eine historisch-systematische Darstellung der Theologie als Wissenschaft an den deutschen Universitäten, einschließlich der damit verbundenen Probleme - und einer Kurzfassung seiner eigenen jüngst erschienenen theologischen

Wissenschaftstheorie. Hier liegen Welten dazwischen, von denen nicht zu sehen ist, wie sie in einen „Dialog“ treten können.

Im Handbuch finden sich auch mehrere Beiträge, die unspezifisch für den christlich-islamischen Dialog sind, die unabhängig davon oder in lockerem Bezug dazu gute bis ausgezeichnete Informationen bieten. Sie finden sich vor allem im Bereich des Vor- oder Umfeldes dieses „Dialogs“. So werden etwa präzise und kompakt die Religionszugehörigkeiten in Deutschland auf der Basis neuester Untersuchungen dargestellt (U. Boos-Nünning), oder die Entwicklung der Christen und christlichen Kirchen in Deutschland seit dem 2. Weltkrieg und ihre gegenwärtige Lage skizziert und pointiert analysiert (K. Gabriel), oder im bereits angesprochenen Beitrag von J. Werbick die christlichen Universitätstheologien mitsamt allen damit verbundenen Problemen (Glaube – Vernunft, Wissenschaft – Lehramt usw.) selbstkritisch und souverän vorgestellt. Diese und einige andere Beiträge ersetzen nahezu die Lektüre dicker Bücher; kein Wunder, sie stammen meist von den Verfassern derselben. Ähnlich hilfreich ist, wenn zwei Autorinnen unter dem Titel „Muslimisches Leben in Deutschland“ ihren gleichnamigen, von der Deutschen Islamkonferenz in Auftrag gegebenen umfangreichen Forschungsbericht aus dem Jahr 2009 auf ca. 50 Seiten zusammenfassen, - dabei aber ausgerechnet nicht auf die „Thematik der Religiosität“ (75) eingehen.

Alles in allem haben wir mit diesem Handbuch ein Sammelbecken vor uns, in das vieles eingeflossen ist, was irgendwie für das Verhältnis von Christen und Muslimen in Deutschland relevant erscheint, darunter viel Gutes – über das oben Erwähnte hinaus-, aber auch manch trübes Wässerchen. Es bietet damit das Grundmaterial für „Klärung“, die aber noch aussteht.

\*\*\*

Horst Hohmann

## Vor 70 Jahren – als die Flüchtlinge kamen

---

*Voriges Jahr erschien im Verlag Parzellers (Fulda) das Buch unseres Redaktionsmitgliedes Horst Hohmann „Wir Straßenkinder von Kerzell – Erinnerungen aus einem osthessischen Dorf“ (175 Seiten, Ladenpreis 8 Euro). Hier eine Textprobe – aus aktuellem Anlass:*

Die Welt der Erwachsenen ist manchmal schon sehr kompliziert, nicht wahr? Du beobachtest sie immer wieder, wie sie sich hinter vorgehaltener Hand „Unaussprechliches“ zuflüstern. Du ertappst sie allenthalben dabei, wie sie besserwisserisch über andere urteilen und wie sie zum Beispiel von Fremden im Dorf reden, als ob sie die Pest hätten und erst mal in Quarantäne müssten. War´s nicht auch so, wenn „Alteingesessene“ unseres Dorfes ihre Köpfe zusammen steckten und über die „Flüchtlinge“ sprachen? Sich spöttisch anschauen, wenn ein Neuzugezogener von seinem großen Hof erzählte, den er zurücklassen musste? Sich abfällig äußerten, wenn eine Kriegerwitwe aus Görlitz es „wagte“, die gut gehende Eisenwarengroßhandlung der Familie in jener Stadt zu erwähnen?

Die „Flüchtlinge“ – sie waren kurz vor Kriegsende und in den Monaten danach von überall her auch zu uns nach Kerzell gekommen: Die Sieberts und die Mähners, die Roths und die Wenischs sowie die Hegenbarts aus dem Egerland. Viele andere wie die Grafs und die Noacks, die Hutschallas und die Schmidtkes aus Ostpreußen. Oder die Langers und Schuberts aus Schlesien.

Hat man sie nach ihrer Ankunft in Kerzell mitfühlend gefragt, wie lange sie unterwegs waren? Ob sie in einem Güterzug oder zu Fuß gekommen waren? Wie das Wetter war auf der Flucht? Ob sie zu Essen hatten? Ob man ihnen ins Gesicht gespuckt hat, weil sie Deutsche sind?

Hat man sie erzählen lassen, wie sie mehrfach „entlaust“ wurden, bevor sie aus den Sammellagern entlassen und irgendwann dann nach Kerzell geschickt wurden? Oder wie man ihnen während der Flucht todkranke Kinder und Angehörige aus den Armen riss?

Wenn uns Freund „Turek“ gelegentlich schilderte, wie schrecklich es in dem mit Stroh ausgelegten Zug-Waggon gestunken hat („Irgendwo musste man ja seine Notdurft verrichten!“), in den man ihn sowie Mutter Maria und Schwester Hildegard für den „Abtransport“ aus dem Egerland gesteckt hatte, hielten wir uns nur die Nase zu. Nachempfinden, richtig nachempfinden, wie du dich fühlst, wenn du aus deinem Haus und von deinem Hof weggejagt wirst und man dir sagt, dich ja nie wieder hier sehen zu lassen – konnten wir Straßenkinder damals noch nicht.

Dafür knüpften wir – unkompliziert, wie Kinder nun einmal sind – keinerlei Bedingungen an unsere Freundschaft mit Michael Graf, mit Günter Hegenbart, mit Lothar Langer, mit Wolfgang Noack, mit Helmut Siebert, mit Rüdiger Schmidtke oder mit „Torwart-Legende“ Helmut Mähner. Auf der „Waldbühne“ oben am Ende des Schlangenweges und auf den anderen traditionellen Bolzplätzen unten im Dorf wurde niemand wegen „ostpreußischer“ Lahmarschigkeit, wegen „sudeten-deutscher“ Fehlpässe oder wegen „schlesischer“ Eigenwilligkeit vom Spiel ausgeschlossen. Und nicht im Schlaf wär´s uns je eingefallen, einen „katholischen Taufschein“ für den Libereposten in unserer Mannschaft zu fordern. Ja, und wenn dann doch Pfarrer Loskant oder einer der (bisweilen sehr unbedarften) Kapläne unseren evangelischen Freunden beim Ministranten-Kick jegliche Teilnahme untersagten, zuckten wir, mit unserem Urteil der damaligen Zeit einmal mehr weit voraus, nur traurig die Schultern und „verstanden die Welt nicht mehr“.

Irgendwann, viele Jahre später, als ich auf einer Reportagereise im Grenzgebiet zwischen Äthiopien und Eritrea am Horn von Afrika unterwegs war und dort sah, wie verhungerte Kleinkinder auf den Flüchtlings-Trecks vom Norden herunter in Straßenböschungen begraben wurden, und mir Vertreter der Konfliktparteien des damals wütenden Bürgerkrieges immer wieder sag-

ten, dass die Vertreibungen halt zu den unvermeidlichen „Kollateralschäden“ dieses Krieges gehörten, verfolgte mich dieses hässliche Wort für Tage: „Kollateralschäden“! Ich dachte an die vielen „Kollateralschäden“, die bei uns in Kerzell gelandet waren - verängstigt am Anfang noch, misstrauisch und ungewiss, ob ihnen in diesem Dorf ein neues Leben gelingen würde: an den Alex Wenisch und seine Geschwister, an den Michael Graf und seine Familie (samt der „Omili“, die in unserem Haus in Miete wohnte), an den Adam und die Lina Siebert mit ihren Söhnen Helmut und Siegfried.

Wenn ich´s mir genau überlege, haben „Wir Straßenkinder von Kerzell“ (neben einem doch erheblichen Teil der erwachsenen Dorfbewohner) entscheidend dazu beigetragen, dass im Alltag der zu uns gekommenen Flüchtlinge eine „Normalisierung“ stattfand. Dass sie über ihre eigenen, mit uns verbandelten Kinder häufiger und länger mit den einheimischen Nachbarn und Hausvermietern redeten. Dass sich dadurch sehr schnell auch freundschaftliche Beziehungen entwickelten, und zwangsläufig dann auch die Mitgliedschaft in den örtlichen Vereinen angeboten wurde. Im Musikverein Lyra. Im Sportverein SG Helvetia. Im Gesangsverein. Bei der Freiwilligen Feuerwehr, wo immer „gelöscht“ wurde. Und natürlich beim Kaninchenzuchtverein, den „Rammlern“, wie wir die Hasenhalter nannten. Als Mitglieder dieser Vereine konnten die „Flüchtlinge“ dann nicht nur an Leistungswettbewerben teilnehmen, sondern auch an den vielen Festen, die ausgiebigst gefeiert wurden und bei denen gewöhnlich „kein Auge und keine Kehle trocken blieb“. Momente, die über die ersten Nachkriegsjahre hinweg natürlich auch halfen, nach den ganzen „Leiden der jüngeren Geschichte“ wieder den aufrechten Gang zu pflegen.

Dass die viel beschworene „Integration“ der neu Zugereisten schon sehr bald auch mit einem zünftigen Karnevalsumzug („Kamelle!“) gefördert wurde, hatten „Wir Straßenkinder von Kerzell“ und das ganze Dorf dem im „Bolze Auszugshäuschen“ wohnenden Ehepaar Hölzgen zu verdanken, das, wie richtig vermutet, in Köln ausgebombt worden war und in unserem Ort auf eine baldige Rückkehr an den Rhein wartete.

Immer dabei bei solchen Festlichkeiten (das habe ich noch immer bildlich vor Augen) waren Tuba-Bläser Andres Roth (nicht verwandt und verschwägert mit der anderen Roth-Familie) und seine Hilde. Beide verkörperten mit ihrer jeweiligen Lebensgeschichte das manchmal fast unerklärliche Schicksal der Flüchtlings-Familien unseres Dorfes.

Der aus Siebenbürgen stammende Andres befand sich in einem Gefangenentransport der Amerikaner von Kaiserslautern nach Norddeutschland, als der Zug für wenige Minuten im Bahnhof Kerzell anhielt.

Andres nutzte den kurzen Stopp (unbemerkt vom Wachpersonal) zur Flucht und heuerte alsbald beim „Wernesch-Bauer“ und nach einigen Monaten dann endgültig als „Knecht“ beim „Wirts August“ im Gasthof „Waidmannsheil“ an.

Krankenschwester Hilde hatte es noch vor dem Einzug der russischen Truppen aus Stettin in eines der bäuerlichen Anwesen des zu Kerzell gehörenden „Sulzhofs“ verschlagen.

Und nachdem Hilde den stattlichen Andres geheiratet hatte, kam in 1947 das „Prachtexemplar eines originalen Kerzeller Jungen“ zur Welt - der Erhard, der vom Papa dann natürlich lernte, wie man mit gutem „Ansatz“ astreine Töne aus einer Tuba rausholt.

\*\*\*

Egon Dammann

## „Glaubwürdigkeit und Menschenwürde. Provozierende Bildersprache Jesu am Kreuzweg“

Luther-Verlag, Bielefeld 2014, 55 Seiten.

„Erschreckend vernebelt die Katholische Kirche die glaubwürdige ‚Frohbotschaft‘ des Zweiten Vatikanischen Konzils; denn die im Ansatz mittelalterliche Liturgie und die darauf ausgerichtete Seelsorge verletzen die Menschenwürde.“ Mit diesem engagierten Satz (S. 7) leitet der Autor sein Thema ein, das er in seiner Broschüre entfaltet:

Meditativ geht er auf die Kirchenkrise und den Aufbruch des Vatikanums II ein, erörtert die Stationen eines Kreuzwegs von Gerhard Bücken (in Telgte?) und eine unbedingt notwendige Liturgiereform.

\*\*\*

Benno Rech

## Zum Gedenken an Heribert Hürter

Liebe Bezieherinnen und Bezieher von imprimatur, am 7. Februar ist unser Mitheerausgeber Heribert Hürter nach langer Krankheit verstorben.

Heribert Hürter wurde am 27. März 1930 in Bonn geboren und zog mit seiner Familie schon bald nach Bad Neuenahr. Er studierte Theologie in Trier und Münster, wurde 1955 von Bischof Wehr im Trierer Dom zum Priester geweiht. Als Kaplan wirkte er in Kyllburg und Bad Kreuznach. Seine erste Pfarrei war Heimbach / Nahe.

Gleichzeitig unterrichtete er als Religionslehrer am Gymnasium in Idar-Oberstein. Anschließend wurde er nach Wadern und im Jahr 1975 nach Andernach versetzt. Dort wurde er Dechant, schließlich Stellvertreter des Regionaldekans. Seit seiner Pensionierung im Jahr 1995 lebte er wieder in Bad Neuenahr, wo er bis zu seinem Tod im Seniorenwohnstift Augustinum als Seelsorger tätig war.

imprimatur eröffnet den Nachruf auf Heribert Hürter mit dem Nachdruck seines letzten Artikels für unsere Zeitschrift. Gemäß seinem Naturell, machte es ihm ein besonderes Vergnügen, den Ernst im Komischen aufzudecken.

### *Die Monsignoritis breitet sich aus*

*Wieder traf sie zwei Priester aus dem Bistum Trier, die Monsignoritis. Die Bistumszeitschrift Paulinus brachte diese erschütternde Meldung diesmal nicht wie bisher auf der ersten Seite der Ausgabe 2/2012, sondern schamhaft wegen der allgemeinen Kritik am Titelrausch im Bistum auf der elften Seite, weil die Leser bis dahin meist schon eingeschlafen sind.*

*Der Ursprung der Krankheit ist noch nicht erforscht und liegt weiterhin im Dunkeln. Befallen von ihr werden ausschließlich Priester, gleich welchen Alters, deren Kennzeichen Anpasstheit, Ehrgeiz und Kritiklosigkeit sind. Die Symptome dieser Krankheit sind: Unterwerfung statt Entfaltung, Disziplin statt Kreativität, Tradition statt Innovation (frei zitiert nach einem Beitrag von Dr. Ralf Miggelbrink, Professor für Systematische Theologie in Essen über den Konformismus in der Kirche, den der Paulinus immerhin auszugsweise in derselben Ausgabe auf der ersten Seite als „Zitat der Woche“ bringt, und den man übertragen könnte auf die von der Monsignoritis Befallenen).*

*Den früheren Bischöfen Stein und Spital war es mit Hilfe des Priesterrates gelungen, die Monsignoritis im Bistum Trier mit dem Hinweis auf den armen Wanderprediger Jesus aus Nazareth auszurotten. Unter ihrem barocken Nachfolger Marx flackerte sie wieder auf und erlebt unter dem jetzigen Bischof Ackermann eine ungeahnte Blüte.*

*Die Monsignoritis bewirkt bei den Monsignori gewaltige Degradierungen. Aus Pfar-*

*ren, Dechanten, Abteilungsleitern, Domkapitularen werden Kapläne, wenn auch „Kapläne seiner Heiligkeit“, obschon diese Heiligkeit wahrscheinlich kaum einen seiner Kapläne kennt. Aber was gibt man nicht dafür, um zusammen mit dem Bischof, alle mit gefrorenem Lächeln, im Bistumsblatt den staunenden Lesern entgegen zu strahlen.*

*Allerdings ein Problem ergibt sich: Was soll der Bischof tun, wenn bei sinkender Priesterzahl nach Abzug der Unwilligen oder Unwürdigen, wie zum Beispiel den Herausgebern von imprimatur, das dem Bistum von Rom zugeteilte Deputat an kostspieligen Titeln die Zahl der Interessenten übersteigt?*

*Der Vorschlag von imprimatur lautet: Man könnte in diesem Fall die Titel posthum verleihen, was immerhin den Vorteil hätte, dass sich die verstorbenen Priester nicht wehren könnten und sich von selbst ein unerschöpfliches Reservoir an möglichen Aspiranten ergäbe.*

*Jedenfalls bietet imprimatur seine Mitarbeit bei der Lösung dieses schwierigen Problems an!*

Sein Streben galt also nicht einer kirchlichen Karriere. Er war leidenschaftlicher Seelsorger mit Freude am Leben.

Wir, Irmgard und Benno Rech, haben mit Heribert Hürter und Irmgard Kraus manche gemeinsame Ferien erlebt, sei es auf der Ile de Ré, auf Kreta oder auch in Griechenland. Immer gab's lange Märsche. Heribert schritt zielstrebig voran, wir folgten ihm gern. Wenn ich dann nach 25 Km bergauf, bergab, 10 Km vor dem für die Rückfahrt abgestellten Auto, erschlafft das Weitergehen verweigert habe, höre ich heute noch Heriberts Stimme: „Benno, gut, Dir wird's zu viel und den beiden Irmgarden wohl auch. Setzt Euch hier in die Wirtenschaft. Ich geh zum Auto und hole Euch später ab.“ Dann schritt er forsch weiter, und in 2 Stunden hupte er und ludt uns zur Heimfahrt ein. Keine Vorwürfe, keine Unzufriedenheit, keine Trübung der Atmosphäre! Er war bereit, andere zu schonen, sich selber zu fordern! Mit niemandem war es schöner zu reisen als mit Irmgard und Heribert!

Schaut man sich den Gang von Heribert an. Sein Gehen hat Orientierung, Kraft und Schwung. Im Gehen trat sein Naturell zu Tage. Seitdem ich Heribert beim Gehen beobachtet habe, fühlte ich mich seiner Freundschaft sicher.

Heribert bildete sein Urteil nach eigener Wahrnehmung. Ein Beispiel: Als damals die Pastöre im Konveniat mit Brandreden Maßnahmen gegen die Aufführung des Knef-Films „Die Sünderin“ (sie war in einer verschatteten Szene unbekleidet) gefordert haben, frug Heribert listig in die Runde: „Wer von Euch hat denn den Film gesehen?“ Mit solch einer nüchtern demaskierenden Vorgehensweise bei ideologisch aufgeladenen Themen, haben es die kirchlichen Oberhäupter nicht gern zu tun.

Heribert war der Mann kurzer, bündiger Sätze: „Wie schön!“; „Kommt, das machen wir!“; aber auch: „Das geht doch nicht!“ Sätze, die seine Freunde ermuntern, die zum Meinungs austausch auffordern, die aus der Untätigkeit, aus jeder Tristesse herausführen sollten. Und wenn er mit Verweigerungssätzen Grenzen zog, dann fühlte man, hier spricht kein Mitläufer, kein Draufgänger. Heribert wägt ab. Nach der Entscheidung handelte er konsequent und beschwingt.

Und dann seine Gestalt! Ein repräsentativer Mann!

Meine Frage: Was könnte das Schicksal mit ihm vorgehabt haben. Also, ich frage anlässlich seines Todes nicht, was ist aus Heribert geworden, sondern fiktiv: Was hätte seine kirchliche Laufbahn werden müssen, wenn die Hierarchen den Blick gehabt hätten, Heriberts Persönlichkeit zu erfassen?

Seine Laufbahn wäre keinesfalls im Amt eines stellvertretenden Regionaldekans stecken geblieben. Schaut Euch die Bischöfe und Kardinäle bei ihren Auftritten an, vor allem, hört, was sie sagen! Nein, von denen können die wenigsten, was Lebenserfahrung, Glaubwürdigkeit angeht, Heribert das Wasser reichen. Wie wirkt denn so ein Selbstdarsteller wie beispielsweise der Kardinal Müller auf den normalen Katholiken, zumal, wenn dieser ihn von dem Foto in der Süddeutschen Zeitung in Erinnerung hat, worauf er damals eine Regensburger Bittprozession in vollem Bischofsornat zu Pferd wie eine Militärparade abnimmt.

Heribert hätte ein Empfinden für die Situation gehabt.

Im Traum gewinnen wir die konsequentesten Einsichten, da findet man die überzeugendsten Lösungen. Also, meine Traumvision fürs Bistum Trier: Heribert als Bischof, unser verstorbener Freund Erhard Bertel als Generalvikar, Karl-Heinz Ohlig als Bistumstheologe, und imprimatur mit einem Chefredakteur Hermann Münzel als Bistumszeitung statt des Paulinus.

Das religiöse Leben wäre jesuanisch aufgeblüht. Liberalität, Ansehen und Einfluss der Kirche hätten die Gesellschaft erfasst, ein kirchlicher Frühling hätte uns alle beseligt. Aber dann kam es, wie es immer kommt: Die Langweiligen, die Braven, die Linientreuen, die Ideenloseren sind aufgestiegen, und wir haben einen Herbst in der Kirche, in dem sich vieles zum Absterben neigt. Heribert wäre ein nüchterner, ein klarer, ein teamfreudiger Bischof geworden, einer, der über kirchenamtliche Dummheiten herzlich gelacht hätte. Unter ihm hätten sich Denunziation und Schleihereien von selber totgelaufen, den Seilschaften hätte er den Verbindungsstrick, an dem sie sich gegenseitig hochziehen, durchgeschnitten, und es wären temperamentvolle, wagemutige, mit der Zeit gehende Geistliche dabei bestärkt worden, in ihren Gemeinden Eigenes zu sagen. Es kam anders, aber als Trost ist geblieben: Der Pfarrer Heribert Hürter ließ sich trotz allem nicht unterkriegen. Er hatte ja seine Gemeinde, in der er nach seinen Vorstellungen arbeiten konnte.

Wie wurde Heribert zum kirchenkritischen Journalisten? Er mag keine Gängelung, liebt das freie Nachdenken und Handeln! Für ihn gab es keine bloß binnenkirchliche Orientierung. Er verstand die Kirche in stetiger gesellschaftlicher Verantwortung. Die Folge haben wir aufgezeigt: Heribert ist nicht Bischof, nicht Kardinal geworden,

## **Tschechien: Staat entschädigt Kirche**

Der tschechische Staat hat den Kirchen 2015 umgerechnet rund 75 Millionen Euro Entschädigung für im Kommunismus enteigneten Besitz gezahlt. Der Anteil der katholischen Kirche be-

trägt laut einem Bericht des Senders Radio Prag etwa 55 Millionen Euro. Diese will das Geld demnach vorerst nicht ausgeben, sondern für schlechtere Zeiten sparen. "Wir wollen nichts verschwenden, und heute können wir nicht in Zukunftsprojekte investieren, um der

obwohl er das Zeug dazu gehabt hätte, statt dessen wurde er zu einem engagierten Prediger und 1968 zum Mitbegründer und langjährigen Finanzchef von imprimatur. Er hat dafür gesorgt, dass über 48 Jahrgänge jährlich acht Nummern erschienen sind, und das bei einer komplizierten Redaktion, denn jeder von uns hatte eine andere kirchliche Sozialisation.

Heribert neigte nicht zur Konfrontation, zum Frontalangriff. Er verfuhr größtenteils sehr umsichtig. Ihm gefiel es, der auftrumpfenden Schwäche ihren Ernst zu nehmen. Er machte die Armseligkeit doktrinär verordneter Lasten durchschaubar. Er lachte lieber, als dass er ergrimme.

Heribert suchte nach klaren Positionen. Zeitweilig begab er sich in gruppendynamische Prozesse, um die soziale Bedingtheit unserer Überzeugungen zu erfahren.

Er hat Frauen geachtet. Er hätte nie eine Frau zur sogenannten „Haushälterin“ gemacht. Für ihn war Irmgard Kraus hochgeschätzte Partnerin. Viele seiner Ideen hat er im Gespräch mit ihr entwickelt. Sie hat ihn bestärkt, auch korrigiert. Das tat ihnen wechselseitig gut. Heribert war kein selbstgefälliger Mensch. Er ließ sich im Zusammenleben von Irmgard verwandeln, und auch Irmgard sich von Heribert.

Er war kein Befehlsempfänger. Er hat beispielsweise gegen die offizielle Ächtung „donum vitae“ ideell und tatkräftig unterstützt. So hatte er den Wunsch, dass wir ihm nicht Kränze aufs Grab legen, sondern deren Gegenwert für „donum vitae“ spenden sollten.

Wir Herausgeber von imprimatur denken dankbar an unseren Freund Heribert Hürter.

Gesellschaft zu helfen", wird der Generalsekretär der Tschechischen Bischofskonferenz, Tomas Holub, zitiert.

Die Zahlung erfolgt auf Grundlage einer 2013 mit der katholischen Kirche und weiteren religiösen Gruppierungen geschlosse-

nen Vereinbarung. Die Regelung sieht unter anderem vor, dass Kirchen und Religionsgemeinschaften eine finanzielle Entschädigung für nicht mehr restituierbare Immobilien und Bodenteile im Wert von 2,3 Milliarden Euro bekommen. Die Summe soll über einen Zeitraum von 30 Jahren ausgezahlt werden. Im Gegenzug will sich der tschechische Staat schrittweise aus der Finanzierung der Kirchen zurückziehen. Derzeit bezahlt er unter anderem die Priestergehälter.

## Haftbefehl für Jesuiten-Mörder

Die spanische Justiz fordert von El Salvador offiziell die Festnahme und Auslieferung von 17 Militärangehörigen, die 1989 an der Ermordung von sechs Jesuiten beteiligt gewesen sein sollen. Der zuständige spanische Richter Eloy Velasco habe bereits am Dienstag den internationalen Haftbefehl und Auslieferungsantrag an die Interpol-Zweigstelle in El Salvador ausgestellt, berichteten spanische Zeitungen. Unter den Militärs befindet sich den Angaben zufolge auch ein ehemaliger Verteidigungsminister des mittelamerikanischen Landes.

Ihnen wird vorgeworfen, für das Massaker in der Katholischen Universität von San Salvador im November 1989 verantwortlich zu sein. Damals stürmte ein Kommando der Streitkräfte in die Universität und ermordete sechs jesuitische Theologen, eine Haushälterin und deren 15-jährige

Tochter. Fünf der Jesuiten waren Spanier.

Die spanische Justiz hatte bereits vor einigen Jahren die Auslieferung der Verdächtigen gefordert. Diese waren 1993 zwar zu 30 Jahren Haft verurteilt, aufgrund einer Amnestie jedoch sofort wieder freigelassen worden.

## Lateinamerika: Vertrauen in die Kirche

Die Kirche ist nach wie vor die Organisation, der die Bewohner Lateinamerikas am meisten vertrauen. Laut einer aktuellen Studie des Meinungsforschungsinstituts "Latinobarometro" haben 69 Prozent der Lateinamerikaner "viel" oder "ein wenig" Vertrauen in die Kirche. Auf den Plätzen zwei und drei der Umfrage landeten die Massenmedien Radio (49 Prozent) und Fernsehen (47 Prozent). Es folgen das Militär und die Banken (je 44 Prozent).

Relativ wenig Vertrauen schenken die Lateinamerikaner der Studie zufolge ihrer jeweiligen Regierung (33 Prozent). Am argwöhnlichsten betrachten sie demnach jedoch die politischen Parteien, die einen Vertrauenswert von nicht einmal 20 Prozent erreichten.

Das Institut "Latinobarometro" in Santiago de Chile ist nach eigenen Angaben eine gemeinnützige, unabhängige Organisation, die jährlich 20.000 Menschen in 18 lateinamerikanischen Ländern befragt.

## Karlspreis für Papst Franziskus

Papst Franziskus erhält den Karlspreis 2016. Die Auszeichnung wird seit 1950 für besondere Verdienste um die Einigung Europas verliehen. Die Übergabe des Preises soll diesmal in Rom stattfinden.

"In einer Zeit, in der viele Bürgerinnen und Bürger in Europa Orientierung suchen, sendet Seine Heiligkeit Papst Franziskus eine Botschaft der Hoffnung und der Ermutigung aus", stellte das Karlspreisdirektorium in seiner Begründung fest. Der Papst sei eine "Stimme des Gewissens", die mahne, den Menschen immer und überall in den Mittelpunkt zu stellen.

## Italien: Proteste gegen Homo-Ehe

Die Italienische Bischofskonferenz hat sich gegen Bestrebungen der italienischen Regierung gewandt, Homosexuellen die Adoption von Kindern ihrer Lebenspartner zu erlauben. Es gebe kein Recht auf Kinder, sagte Kardinal Edoardo Menichelli der Tageszeitung «La Stampa». Eine solche Sichtweise mache Kinder zu einem Besitz. Wenn derartige Adoptionen erlaubt würden, sei nicht zu verhindern, dass Homosexuelle im Ausland von Leihmüttern ein Kind austragen und dieses von ihrem Lebenspartner in Italien adoptieren ließen, so der Familienbeauftragte der Bischofskonferenz. Zugleich betonte er, dass dies keine Diskriminierung von Homosexuellen

bedeute. Jede Person müsse unabhängig von ihrer sexuellen Orientierung respektiert werden. Aber «nicht alle Wünsche sind Rechte, nicht alle Formen des Zusammenlebens können der Ehe gleichgestellt werden».

Italien ist das einzige westeuropäische EU-Land, das gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften bislang nicht rechtlich anerkennt.

## **USA: Umstrittene Waffengesetze**

In den USA haben katholische Bischöfe den Vorstoß von Präsident Barack Obama begrüßt, die geltenden Waffengesetze zu verschärfen. „Wir danken Gott, dass endlich jemand den Mut hat, die Lücken unserer beschämenden Waffengesetze zu erkennen, um die Zahl der Selbstmorde, Morde und Blutbäder zu reduzieren, die in unserem Land zu einem Übel geworden sind“, schrieb der römisch-katholische Bischof von Dallas (Bundesstaat Texas), Kevin Farrell. In Texas war zu Jahresbeginn ein Gesetz in Kraft getreten, das es Bürgern erlaubt, Waffen offen in Holstern am Gürtel oder um die Schulter zu tragen. Wie Farrell betonte, ist das in den Einrichtungen seiner Diözese auch künftig verboten.

Auch der Erzbischof von Miami (Bundesstaat Florida), Thomas G. Wenski, lobte Obamas Initiative: „Obwohl keine Maßnahme in der Lage sein wird, Gewalt mit Schusswaffen endgültig zu bekämpfen, begrüßen wir angemessene Bemühungen zum Schutz von Menschen-

leben und für mehr Sicherheit in unseren Gemeinden.“

## **Vietnam: Verhandlungen zwischen Kirche und Staat**

Im Auftrag des hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), Reinhard Marx, Anfang Januar in Vietnam mit dortigen Regierungsvertretern über Verbesserungen in den Beziehungen zwischen Kirche und Staat verhandelt und ein Ende der bislang praktizierten „Überwachungsmaßnahmen“ gefordert.

Marx betonte, dass die gesetzlich verankerte Religionsfreiheit unabdingbare Voraussetzung für einen wirksameren Beitrag der Kirche in den Bereichen Gesundheit und Bildung sei.

Von den 91 Millionen Einwohnern Vietnams sind Schätzungen zufolge knapp über 8 Prozent Christen. Die mit Abstand größte Gruppe unter ihnen stellen die Katholiken mit derzeit 6,6 Millionen. 1975 hatten Vietnam und der Heilige Stuhl ihre diplomatischen Beziehungen abgebrochen. 2011 ernannte Benedikt XVI. den Vatikanbotschafter in Singapur, Erzbischof Leopoldo Girelli, zusätzlich zum nichtresidierenden Repräsentanten des Vatikans für Vietnam.

## **Anglikanische Kirche: „Familien-Konflikt“**

Die Mehrheit der anglikanischen Nationalkirchen hat den US-Zweig der Konfessionsfamilie, die Episcopal Church (Episkopalkirche), für drei Jahre von ihren gemeinschaftlichen Entscheidungen ausgeschlossen. Hintergrund sind gegensätzliche Ansichten zur Bischofsweihe für Frauen und namentlich der Umgang mit Homosexualität. Diese Entscheidung wurde Anfang Januar bei einem Spitzentreffen der 39 anglikanischen Primas-Erzbischöfe in Canterbury getroffen, bei dem der englische Primas Justin Welby den Vorsitz hat.

Die Mehrheit der Leiter der 39 nationalen Kirchenprovinzen weltweit erklärten, das Vorgehen der US-Anglikaner stelle eine „grundsätzliche Abkehr vom Glauben und der Ehe-Lehre der Mehrheit der anglikanischen Provinzen“ dar. Dies schaffe Misstrauen, wo ansonsten der „einhellige Wille“ bestehe, „gemeinsam im Glauben weiterzugehen“. Besonders Bischöfe aus Afrika und Asien sind gegen eine Abkehr von der traditionellen Sexualethik. Der anglikanischen Kirche gehören nach unterschiedlichen Angaben weltweit zwischen 77 und 85 Millionen Christen an.

## **Polnischer Bischof übt scharfe Kritik an Regierung**

Der frühere Generalsekretär der Polnischen Bischofskon-

ferenz (KEP) und Europabischof, Tadeusz Pieronek, hat gegenüber der italienischen katholischen Presseagentur SIR scharfe Kritik am Vorgehen der neuen PiS-Regierung gegen Verfassungsgericht und Medien geübt. "Was heute in Polen passiert, ist die Negation der Regeln der Rechtsstaatlichkeit", sagte Pieronek zur aktuellen politischen Situation. Die Mehrheitspartei mit der von ihr gestellten Regierung - die nationalkonservative "Prawo i Sprawiedliwość" (PiS) von Jarosław Kaczyński - verwandle das Land "mit Methoden, die inakzeptabel sind".

Die PiS führe Änderungen "mit Arroganz und gegen den Willen der anderen" durch, sagte der Bischof. Er kritisierte die Machthaber als "taub für die Stimme des Volkes" und sagte, dass "diejenigen, die in der Regierung sind, die Pflicht haben, in Übereinstimmung mit demokratischen Regeln zu handeln."

## **Alois Glück: Ursachen der Flüchtlingsmisere bekämpfen**

Der frühere Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) Alois Glück hat zur Bewältigung des Flüchtlingsstroms mehr außenpolitische Anstrengungen gefordert, die auch Afrika einschließen müssen. "Wir können in Deutschland und in Europa auf Dauer keine gute Zukunft haben, wenn rund um uns herum nur Elend und Konflikte herrschen", sagte Glück in einem

Interview mit der beim Internationalen Katholischen Missionswerk in München erscheinenden Zeitschrift "missio-Magazin" (Februar 2016)

Am meisten Kopfzerbrechen mache ihm Afrika, fügte er hinzu. Bis 2050 werde sich dort die Bevölkerung (von derzeit 1,2 auf dann 2,4 Milliarden) verdoppeln, in vielen Ländern liege der Altersdurchschnitt bei 25 Jahren. Wenn diese Millionen junger Menschen keinerlei Perspektive hätten, dann würden sie alles riskieren - nach dem Motto: „Sterben kann ich überall“. Die Europäische Union müsse eine gemeinsame Afrikapolitik betreiben, angefangen bei der selbstkritischen Überprüfung ihrer Handelsbeziehungen.

Mit Blick auf die deutsche Diskussion über die Aufnahme von Flüchtlingen in Deutschland erinnerte Glück an die Integration von mehr als zwölf Millionen Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Diese seien auch damals von den Einheimischen als Konkurrenten wahrgenommen worden, es habe Neid und Witze gegeben. "Das war keine Harmonieveranstaltung, sondern ein schwieriger Lernprozess." Daraus sei aber nicht nur ökonomisch eine große Bereicherung geworden, denn die Neubürger hätten "auch die geschlossenen Denkwelten bei uns ein Stück aufgesprengt".

## **Schweiz: Katholiken größte Konfessionsgruppe**

Nach den jüngsten Erhebungen des schweizerischen Bundesamts für Statistik (BfS) stellen die Katholiken mit knapp 38 Prozent der Gesamtbevölkerung die größte Konfessionsgruppe in unserem Nachbarland.

Der Anteil der reformierten Christen ist innerhalb der vergangenen 70 Jahre von 55,8 Prozent (1944) auf 25,5 Prozent (2014) gesunken. Sie liegen damit nur wenig über dem Anteil der Konfessionslosen, welcher 23 Prozent beträgt. Dieser Prozentsatz hat sich innerhalb von 14 Jahren verdoppelt. Rund 5 Prozent der schweizerischen Bevölkerung bekennen sich zum Islam.

## **Erstes Papst-Interview mit einer chinesischen Zeitung**

In seinem ersten Interview mit einer chinesischen Zeitung hat Papst Franziskus China als große Kulturnation gewürdigt. Das chinesische Volk sei auf einem hoffnungsvollen Weg, sagte er im Gespräch mit der Hongkonger "Asia Times". Franziskus wandte sich gegen Ängste vor dem raschen Aufstieg des Landes und plädierte für einen offenen Dialog internationaler Mächte mit Peking. "Der Westen, der Osten und China haben alle die Fähigkeit und die Stärke, um das Gleichgewicht und den

Frieden zu erhalten", sagte Franziskus.

Es dürfe nicht darum gehen, "den Kuchen aufzuteilen" wie bei der Konferenz von Jalta 1945, so der Papst. Dialog sei weder mit Selbstaufgabe zu verwechseln, noch dürfe er eine

## Fundsachen

## Emmausgang

Im Altbayerischen Festtags- und Brauchtums-Kalender 2010 wird auf Seite 41 an den österlichen „Emmausgang“ („ebn aus“) erinnert, bei dem die Bauernfamilien zur Segnung der ausgelegten Saat um die Felder zogen. Sie besprengten die Äcker mit dem am Karsamstag geweihten Wasser, gruben rot gefärbte Ostereierschalen in den Boden ein und gingen anschließend zu einer zünftigen Vespermahlzeit (mit Bier und Eierweckeln) ins Wirtshaus.

Im übrigen hielt man sich nach der Schneeschmelze fest an die alte Regel: „Willst Gerste, Erbsen, Zwiebel dick, so säe sie an St. Benedikt“ (21. März).

## Geht die liebe Sonne auf

Fingerspiel für Kinder und Erwachsene, bei dem das Gedicht „Hab ein Beet im Garten“ Zeichensprachlich nacherzählt wird:

Hab ein Beet im Garten mein,  
hark es fleißig über,  
streu die winz'gen Körnchen rein,  
decke Erde drüber.

Geht die liebe Sonne auf,  
wärmt das Beet mit Strahlen,  
Regentropfen fallen drauf,  
keimen bald die Samen.

Da erwacht das Pflänzchen klein,  
streckt die Wurzeln unter,  
reckt das Hälmchen in die Höh,  
schaut hervor ganz munter.

Immer höher wächst es nun,

"versteckte Agenda" zu einer kulturellen Kolonisation des anderen beinhalten.

Über Europa sagte Franziskus in dem Interview, der Kontinent sei von der "Mutter Europa" zur "Großmutter" geworden. Er hoffe jedoch, Europa werde zu sei-

ner alten Rolle zurückfinden. Von China erhalte der Kontinent viel. Dieser Austausch müsse dem Frieden dienen.

Sonnenstrahlen glühen,  
bis die Knospen eines Tages  
wundervoll erblühen.

Aus: Johanna Friedl – Pitsche, Patsche, Peter – Lustige Spiele mit Händen und Füßen. Kösel Verlag.

## Brotvermehrung

In einem Interview mit „ZEIT Literatur“ (November 2015) spricht der Argentinier Martin Caparrós über sein bei Suhrkamp erschienenes Buch „Der Hunger“ und stellt u.a. fest: „Neu ist, dass die Satten heute 30 bis 50 Prozent der Lebensmittel wegwerfen. Für die westliche Einbildungskraft liegt die entscheidende Neuerung in dem historischen Wandel, dass die Menschheit heute erstmals in der Geschichte mehr Nahrung herstellt als sie braucht. In den letzten 50 Jahren hat sich die Weltbevölkerung mehr als verdoppelt, aber die Nahrungsmittelproduktion mehr als verdreifacht“.

## Die Fifa und der Vatikan

Aus einem Interview mit Mark Pieth, Schweizer Kriminologe und Strafrechtler, der Korruption beim Fußball-Weltverband FIFA zu bekämpfen versuchte und 2013 den Vorsitz der entsprechenden Kommission entnervt aufgab – bevor der Fall Blatter in die Schlagzeilen geriet (FAZ 21. Januar 2016):

Frage: Auch er (= Sepp Blatter) versteht die Welt nicht mehr, seit ihn die Ethikkommission für acht Jahre gesperrt hat. Sind irdische Regeln auf dem Planeten Fifa außer Kraft?

Pieth: Die Fifa ist wie der Vatikan – darüber gibt es nur noch den Himmel...

Frage: Ist die Fifa ... eine mafiaähnliche Organisation?

Pieth: Na ja, Fußballfunktionäre bringen keine Leute um. Die Fifa ist ein privater Geldverteilungsapparat unter alten Männern ...

Wovon natürlich unter den alten Männern im Vatikan absolut nicht die Rede sein kann!

\*\*\*

## Die Glosse

Rauschheim zu Beginn  
der Fastenzeit 2016

Lieber Sepp,

Du weißt, meine Apollonia hilft manchmal in der Sakristei. Heut kam sie heim und war gehörig verstört: Der Kaplan war gerade dabei die Albe anzuziehen, band sich den Strick um den Bauch und hinten hats schwer „geputzt“. Es Kätschen, das sich um die Messdiener kümmert, wollt beigreifen und die Falten an der Albe gleichmäßig verteilen. Der Kaplan, wie von der Tarantel gestochen, verliert die Fassung und herrscht die junge verdatterte Frau an: „Weg da! Sie rühren mich nicht an! Das macht der Küster!“ oder so ähnlich.

Sepp, noch nie hab ich so drastisch erfahren, was die Zölibatserziehung in den Priesterseminaren bei den jungen Männern anrichtet. Der Kaplan sieht sich als einen hinterrücks Überfallenen und reagiert wie in Notwehr. Ich frag mich, wie viele von diesen verstörten armen Teufeln gibts auch noch außerhalb von Rauschheim?

Sepp, angesichts dieser Misere freut unsereinen das unverkrampfte Techtelmechtel (gemeinsamer Campingurlaub, gemeinsamer Skiurlaub, gemeinsame Wanderungen), von unserem Heiligen Vater, Johannes Paul II. Der Paul wär mit seiner Anne-Teresa Tymieniecka (Philosophieprofessorin in den USA, Mutter von drei Kindern) 30 Jahre lang innig ver-

bunden gewesen, aber wegen dem Zölibatsverbot ganz ohne Sex. Sepp: ein zärtlicher Papst! - was spricht dagegen? Auf jeden Fall findet er eher meine Sympathie als wie ein schreckhafter Kaplan.

Allerdings hätt ich nicht der Mann von der Anne-Teresa sein wollen. Ich hätt dann immer gedacht, auch wenn sie nur einen Moment abwesend gewirkt hätte, jetzt ist sie mit ihren Gedanken und Gefühlen wieder bei ihm. Lieber hätt ich eine kurze heftige Sexaffäre verziehen als wie diese 30-jährige Verliebtheit mit den vielen spontanen Besuchen über den Atlantik. Mich hätt das zermürbt.

Was ich nicht auf die Reihe krieg: Paul II. hat die Zuneigung und die Liebe einer Frau erfahren. Anne-Teresa redet in der „Frankfurter Rundschau“ vom 16. Februar 2016 richtig verliebt über ihn: „Er hatte eine Art sich zu bewegen, eine Art zu lächeln, sich umzuschauen, die anders und äußerst individuell war. Da lag Schönheit drin.“ Und im „Spiegel“ bekennt Paul selber in einer Notiz vom 10. September 1976: Sie hätt in einem Brief an ihn geschrieben: „Ich gehöre zu Dir“ und er wiederum nennt sie: „Geschenk des Himmels“.

Aber trotzdem hat er im amtlichen Rahmen wie ein fanatischer Zölibatär die Frauen in der Kirche grundsätzlich klein gehalten. Er hat sogar unter Strafandrohung verboten, über die Öffnung des Priesteramtes für Frauen (was es ja in der Evangelischen Kirche längst gibt) auch nur zu diskutieren. Der Widerspruch ist scharfer Tobac und lässt mich an seiner aufrichtigen Gesinnung zweifeln.

Oder, was ich gar nicht leiden kann: Der Wojtyla hat an einem seiner Bücher die Anne-Teresa zuerst kräftig mitarbeiten gelassen. Wie er dann Papst geworden ist, durfte die enge Zusammenarbeit mit einer Frau nicht mehr wahr sein, und er hat sie in dieser Sache sitzen lassen. Und die Behörde im Vatikan hat die Anne-Teresa so massiv als Mitarbeiterin hinausgedrängt, dass sie sich von ihrem päpstlichen Geliebten, wie er sie hängen ließ, „hintergangen“ gefühlt hat.

Ein fairer Paul II. hätt nur diesen einen Satz sagen gemusst: „Ja, wir haben an dem Buch zusammen gearbeitet“, und die Ehre seiner geliebten Anne-Teresa wär gerettet

---

gewesen. Sepp, da bin ich mir sicher, Du hättest das so gemacht!

Bei seiner Feigheit musste dann das Attentat von 1978 geschehen, damit ihre Liebe wieder die Oberhand bekam. Als Anne-Teresa in den USA davon hörte, dass ihr Paul von einem Attentäter schwer verletzt worden war, hat sie ihren Groll runtergeschluckt, und ist auf der Stelle zu ihm nach Rom ins Krankenhaus geeilt. Aller Zwist war vergessen. Die großherzige Frau war darin dem Paul haushoch überlegen. Lieber Sepp, dass ein Heiliger, den wir ja verehren sollen, als Liebhaber ein so schwaches Bild abgeben kann, hätt ich niemals geglaubt.

Es grüßt Dich von Ehemann zu Ehemann  
Dein Freund Joseph

P.S.: Die katholische Zeitung „Die Tagespost“ erklärt am 9.2.16: „Papst (Franziskus) will den Zölibat nicht ändern“. Dabei hat der heilige Papst Paul mit seinem Beispiel einen, wenn auch krummen, Weg zu einem neuen Leben im Zölibat längst vorgemacht. Manch verliebter Priester, hoff ich, kann jetzt besser leben!

\*\*\*